Die Trüffelbrüder.

Humoristischer Roman

von

C. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Die Freundschaft ist ganz allgemein,
Denn Jedermann gibt sie;
Doch oft ist sie nur leerer Schein,
Und dauernd ist sie nie.

Erprobe sie im Mißgeschick,
In Trübsal und in Noth:
Dem Reichthum folgt sie und dem Glück,
Die Armuth ist ihr Tod.

C. Paul de Kock.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Neunzehn und ein halbes Jahr.

Ein junger Mann, der neunzehn und ein halbes Jahr alt ist, aber kaum sechzehn alt zu sein scheint, weil er so arglos, schüchtern und naiv aussieht, und in Blick und Benehmen noch so viel Unschuld liegt, alles dies wird heutzutage sehr selten unter den jungen Leuten, die mit zwölf Jahren rauchen, mit zwanzig Jahren das Leben bis zur Ueberſättigung genossen haben, mit fünfundzwanzig abgenützt und lebensüberdrüssig und mit dreißig alt sind. Ich will glauben, daß es immer noch Ausnahmen gibt; aber es ist nicht zu verkennen, daß man in unserer Zeit etwas zu schnell lebt; man läßt die Jugend mit Dampf fahren — bald wird man die Electricität anwenden! — Man will gern so schnell wie möglich das Ziel erreichen, und gleichwohl ist das Ziel, welches man erreicht, nicht immer das ersehnte. Nur ein einziges erreichen wir gewiß.

Unser neunzehnjähriger junger Mann, der kaum sechzehn alt schien, hatte ein sehr hübsches Gesicht; seine rosige Farbe hatte noch jenen pfirsichartigen Flaum, der ein Zeichen der Frische und Gesundheit ist. Die schönen Wimpern seiner großen, sanften blauen Augen waren dunkler als seine Haare. Die Länge dieser Wimpern konnte man leicht bewundern, denn ihr Besitzer schlug sehr oft die Augen nieder. Dazu eine mittelgroße Nase, die durchaus keine Aehnlichkeit mit einem Vogelschnabel hatte, ein kleiner

Mund, etwas dicke Lippen, aber weiße, wohlgeformte Zähne, ein rundes Kinn, eine hohe Stirne, schön gebogene Brauen und sehr hübsches kastanienbraunes Haar. So war Anatole Desforgeray in seinem Aeußern.

Sein Wuchs war nicht groß, aber voll Ebenmaß. Sein Fuß war schön geformtund klein wie ein Frauenfuß; seine Hand entsprach dem Fuße. Man sieht, daß er alle äußern Eigenschaften hatte, um einen sehr hübschen Cavalier zu spielen; aber der Cavalier hatte mit seinem naiven, schüchternen Wesen, mit seiner sanften, tonlosen Stimme noch etwas gar zu Schülerhaftes. Anatol war untröstlich, daß er erst fünf Fuß groß war; aber seine Großmutter sagte oft zu ihm: »Du wirst noch wachsen, mein Junge, Du bist ja erst neunzehn und ein halbes Jahr alt, man wächst ja bis zum einundzwanzigsten, zuweilen sogar bis zum fünfundzwanzigsten Jahre. Deine Mutter hatte einen hübschen Wuchs und dein Vater war ein sehr schöner Mann; warum solltest Du klein bleiben, es ist gar kein Grund dafür. Du wirst noch wachsen, ich bezweifle es nicht.«

Aber trotz der großmütterlichen Prophezeiungen hatte der Enkel seit seinem siebzehnten Jahre aufgehört zu wachsen und keine Fortschritte mehr gemacht.

Da es in der Welt jedoch viele Männer gibt, die nicht mehr als fünf Fuß groß sind, und trotzdem in der Gesellschaft und bei den Schönen ihr Glück machen, so fügte sich der junge Anatol in das Unabänderliche, trug aber sehr hohe Absätze.

Wir haben alle Vorzüge hervorgehoben, mit denen die Natur den jungen Anatol ausgestattet hatte, wir dürfen auch andere Eigenthümlichkeiten, durch welche diese Vorzüge

aufgewogen wurden, nicht verschweigen. Zuvörderst war der Ausdruck seines Gesichtes nicht sehr geistreich, und sein Lächeln hatte sogar etwas Albernes.

Ob es ihm wirklich an Geist fehlte? Die Folge wird es uns zeigen. Er war von der Großmutter, die ihn fast nie verließ, wie ein Mädchen erzogen worden; denn der kleine Anatol, der seine Eltern früh verloren hatte, war der Abgott der alten Frau geworden. Er war ihr Alles, und sie hatte alle Zärtlichkeit, welche sie einst für ihre Kinder gehabt, ihrem Enkel gewidmet.

Aber das Sprichwort: »Uebermaß thut niemals gut,« bewährte sich auch hier. Die alte Frau Desforgeray hatte aus ihrem Enkel durch allzu ängstliches Bewachen und Behüten und Verhätscheln ein Mädchen gemacht; er konnte nicht schlafen, wenn kein Licht in seinem Zimmer war; er mochte nicht allein ausgehen; er saß in einem Winkel des Salons und schlug die Augen nieder, wenn Besuch da war; und seine Erziehung würde sich wahrscheinlich auf Ausschneiden von Figuren, auf Abwinden der Seide und etwas Klimpern auf dem Piano beschränkt haben, wenn nicht ein Schwager der Großmutter, ein vormaliger Fregattencapitän, ein Augenmerk auf seinen Großneffen gerichtet hätte.

»Tausend Donnerwetter, Bertha,« hatte der alte Seemann zu seiner Schwägerin gesagt, als er bei einem Besuche sah, wie der damals neunjährige kleine Anatol in einem Winkel des Zimmers mit einem Gliedermanne spielte; »das also machen Sie aus meinem Neffen! Ich kann Sie nicht loben. Der Junge ist mindestens neun Jahre alt und spielt mit der Puppe wie ein kleines Mädchen!«

»Es ist keine Puppe, lieber Bruder,« antwortete die alte Frau Bertha, »es ist ein Gliedermann.«

»Mag sein; aber es ist eine Schande für einen so großen Jungen, wie ein zweijähriges Kind zu spielen.«

»Womit soll er denn spielen, Capitän?«

»Laufen soll er und springen und Ball spielen, kurz, die Spiele anderer Knaben mitmachen.«

»Ja, Spiele, in denen man fällt und sich weh thut und Beulen an dem Kopf bekommt!«

»Nun, was liegt daran! Ein Knabe muß seine Arme und Beine gebrauchen lernen, er muß seine Kräfte üben und entwickeln, um groß und stark zu werden. Sehen Sie den Kleinen an; er ist schwächlich und blaß. Ich wette, daß der erste beste Bauernjunge ihn mit einem Faustschlage zu Boden werfen würde.«

»Ich hoffe, lieber Schwager, daß mein niedlicher Anatol, daß der Sohn meines armen Charles und der guten Adrienne sich nie mit Bauern prügeln wird!«

»Ei, wer kann Alles voraussehen? Wer kann wissen, in welche Lage der Junge einst kommen wird? Gewiß ist, daß der Mann sich muß vertheidigen können, wenn man ihn angreift, und einst seine Frau in Schutz nehmen, falls ein Unverschämter sie beleidigt. Kurz, ein Mann muß Muth haben. Und ich glaube, daß Anatol ein muthiger Mann wird, denn das Blut der Desforgeray fließt ja in seinen Adern. — Aber es genügt nicht immer, den Willen zu haben, man muß auch die Kraft zu bekommen suchen. Wie gesagt, es thut mir weh, einen neunjährigen Jungen mit einem Hanswurst spielen zu sehen. Es wäre mir hundertmal lieber, wenn er auf Bäume kletterte, auf Eseln

galoppirte, oder auch mit Straßenjungen seines Alters Ball spielte und den Kreisel umtriebe.«

»Was fällt Ihnen ein, Herr Bruder! In solcher Gesellschaft würde er unanständige Reden und schlechte Sitten lernen.«

»Komm her, Anatol,« rief der alte Capitän dem Knaben zu; »komm und laß hören, was Du kannst. Laß deinen Hanswurst liegen und tritt vor!«

Der Kleine entschloß sich nur zögernd, dem Befehle seines Großonkels Folge zu leisten; denn der strenge Ton und ernste Blick des alten Capitäns stachen gar zu sehr ab gegen die Sanftmuth und Güte seiner Großmutter. Endlich trat er auf den gefürchteten Seemann zu und blieb mit gesenkten Blicken vor ihm stehen. Der Großonkel hob ihm das Kinn auf und sagte:

»Den Kopf hoch — gerade gestanden, Corbleu! — Jetzt sieh mich an — oder hast Du Dir vorgenommen, nur deine Schuhspitzen zu betrachten? Ein Mann muß dem, mit welchem er spricht, gerade ins Gesicht sehen, wenn er nicht für einen Duckmäuser gehalten werden will. Bist Du etwa ein Duckmäuser?«

»O nein, Onkel.«

»Das lasse ich gelten. Du sprichst wenigstens. Ich glaubte, Du hättest keine Zunge. Tritt noch näher. Du scheinst zu zittern.«

»Mein Gott, Herr Bruder, es wäre nicht zu verwundern, wenn er zitterte. Er fürchtet sich vor Ihrer Baßstimme, vor Ihrem grimmigen Gesichte. Er ist nicht gewohnt, so angeredet zu werden.«

»Das ist schlimm für ihn, Schwester. Ich habe Ihnen

schon gesagt, daß ein Mann nie Furcht haben muß. — Antworte mir, Anatol. Was kannst Du?«

»Sie machen ihm Angst, Herr Bruder. Er wird Ihnen nicht antworten können.«

»Ich bitte Sie, liebe Schwester, antworten Sie nicht für ihn. — Laß hören, Anatol — willst Du mich wohl ansehen, Sacrebleu! — was kannst Du?«

Der Knabe antwortete nach langem Zögern:

»Ich weiß nicht, Onkel Capitän.«

»So, Du weißt nicht, was Du kannst? Wahrscheinlich kannst Du noch nicht viel. Du kannst doch hoffentlich schreiben?«

»Ich mache Striche, Onkel.«

»Striche, mit neun Jahren! Du kannst also noch nicht lesen?«

»Ich fange an zu buchstabieren.«

»Immer besser! — Man erzählt Dir doch wenigstens Geschichten?«

»O ja, ich kenne das »Rothkäppchen«, den »Däumeling.«

»Das nennst Du Geschichten! Das sind ja Märchen für ganz kleine Kinder! — Und lernst Du reiten, schwimmen, schießen?«

»Nein, Onkel Capitän; aber ich kann Bilder ausschneiden, Seide abwinden, Figuren aus Brotkrume machen . . .«

Der alte Seemann stand zornig auf und trat auf seine Schwägerin zu.

»Bertha,« sagte er, »was Sie mit dem Jungen treiben, ist Unsinn. Wenn das so fortgeht, wird ein Esel

aus ihm, und noch dazu ein feiger Esel. — Er ist neun Jahre alt und weiß noch nichts, seine Unwissenheit ist beispiellos! Er sollte längst die Schule besuchen. Im Zusammenleben mit anderen Knaben wird er lernen, ein Mann zu werden; bei Ihnen führt er ein Pflanzenleben und wird verdummt; Sie verziehen, verhätscheln ihn, Sie geben ihm nicht die Erziehung, die ein Desforgeray erhalten soll. Bedenken Sie doch, daß dieser Knabe der Letzte unserer Familie, der einzige Stammhalter ist. — Und Sie thun gar nichts, daß er unseren Namen mit Ehre führe! — Vertrauen Sie mir den Jungen an, ich werde ihn besser erziehen, als Sie; Ihr Gemal war mein Bruder, ich glaube daher auch Rechte auf den Sohn sein Sohnes zu haben.«

Aber die Schwägerin des alten Capitäns schloß Anatol in ihre Arme und sah ihren Schwager trotzig an.

»Ich soll Ihnen meinen Enkel anvertrauen!« antwortete sie. »Nein, das thue ich nicht! Er ist mir von meinem Sohne und dessen Frau Adrienne anvertraut worden, weil sie wußten, daß ich ein wachsames Auge auf ihn haben und nur einen einzigen Wunsch haben würde, ihn glücklich zu machen. Und Sie wollten mir den lieben Knaben nehmen? Es steht Ihnen wahrlich gut an, Anderen guten Rath zu geben, nachdem Sie gegen Ihr Kind so grausam gewesen sind!«

Diese Worte versetzten den alten Capitän in eine ganz andere Stimmung. Sein Zorn wich einer tiefen Niedergeschlagenheit; sein Kopf senkte sich, ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust; er hielt sogar eine Hand auf die Augen, um eine Thräne zu verbergen. Dann nahm er seinen Hut und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Seine Schwägerin hatte ihn traurig angesehen, als ob sie ihre in der Uebereilung gesprochenen Worte bereute; sie suchte den Capitän zurückzuhalten, er gab ihr aber kein Gehör.

Die Mahnungen des alten Seemannes hinsichtlich des kleinen Anatol blieben indeß nicht erfolglos. Die alte Dame sah ein, daß ihr Enkel mehr lernen müsse, als Figuren ausschneiden, und da sie sich nicht entschließen konnte, ihn in eine Lehranstalt zu geben, so ließ sie ihn zu Hause unterrichten. Der kleine Anatol wurde von verschiedenen Lehrern im Schreiben und Rechnen, in der Geschichte und Geographie, in den alten Sprachen, im Englischen und Deutschen unterrichtet; er erhielt einen Musiklehrer und einen Tanzmeister. Später lernte er sogar schwimmen; nur das Reiten war verpönt als eine gar zu gefährliche Uebung, welche überdies in dem jungen Anatol die Lust zu weiten Ausflügen wecken konnte. So kam es denn, daß er im Alter von achtzehn Jahren vielerlei Dinge oberflächlich gelernt hatte, aber keine gründlichen Kenntnisse besaß. Dies ist fast immer das Resultat des Privatunterrichtes. Im Grunde aber erwirbt man nur dann gründliche Kenntnisse, wenn man Verlangen nach denselben hat und ihren Werth erkennt; dann ist es leicht, bei ernstem Willen die verlorene Zeit wieder einzubringen. Mancher ist mit zwanzig Jahren unwissend und kann mit vierundzwanzig sehr viel gelernt haben, wenn er den festen Willen hat.

Wir kehren zu dem jungen Anatol zurück, der in seinem zwanzigsten Jahre, wo wir ihn dem Leser geschildert, gewissermaßen am Scheidewege stand.

II.

Die Familie Desforgeray.

Wir sind in Montpellier. — Ich weiß nicht ob der Leser die Stadt Montpellier kennt; ich will voraussetzen, daß sie ihm nicht bekannt ist.

Die Stadt liegt auf einem Hügel, den man nicht zu den Bergen zählen kann; wie Toulouse hat sie enge, unregelmäßige Straßen, düstere Häuser und zumal holperiges, für den Fußgänger schmerzhaftes Pflaster. Aber die Luft ist rein und würzig; der Himmel ist immer schön, die Temperatur immer mild und lau; gesundes Wasser ist in Ueberfluß vorhanden. Die Umgebungen sind reizend. Wie fruchtbar sind die Felder, wie reich und üppig die Natur! Montpellier besitzt auch einen herrlichen Spaziergang, einen Platz, Le Peyrou genannt. Dort ist eine prächtige Wasserkunst. Auf der Höhe des Peyrou sieht man die Alpen, die Pyrenäen, die Gefilde von Aiguemortes und den Magellonenteich; dann das Meer und die mit Olivenbäumen und Weingärten bedeckten grünen Triften, welche diesem Lande einen eigenthümlichen Zauber verleihen.

Montpellier soll vor Zeiten den Namen Mons puellarum *) geführt haben. Ein hübscher Name, der gewiß nur einem reizenden Orte beigelegt werden konnte.

In Montpellier ist der junge Anatol geboren. Sein Vater, Charles Desforgeray, ein bereits berühmter

*) Jungfernberg.

Advocat, war fast zugleich mit seiner Frau Adrienne gestorben und hatte die Sorge für seinen Sohn seiner alten Mutter überlassen. Wir haben gesehen, wie sich diese der ihr übertragenen Pflicht entledigt hatte.

Die Desforgeray waren in Montpellier sehr geachtet und angesehen; es war eine alte Familie, die den ersten Rang im Lande einnahm. Das Wort eines Desforgeray war immer heilig gehalten worden; man wußte, daß er nicht fähig war dasselbe zu brechen; die Ehre war ihr erstes Gesetz, und da nie ein Mitglied ihres Hauses diesem Gesetze zuwider gehandelt hatte, so konnten sie wohl stolz auf ihren Namen sein.

Der Gemal der Großmutter, Arnold Desforgeray, war einer der ersten Beamten zu Montpellier gewesen und man gedachte seiner mit großer Verehrung. Sein Bruder hatte, den Familientraditionen zuwider, den Kriegsdienst dem Richterstande vorgezogen und war Soldat geworden; dann hatte er das Festland verlassen und ein anderes Element zum Schauplatz seiner Thaten gewählt. Er war Fregattencapitän geworden; aber in Folge einer schweren Wunde war er genöthigt gewesen, seinem Lieblingsstande zu entsagen; er war nach Montpellier zurückgekehrt und hatte sich dort verheiratet. Seine einzige Tochter war eine gefeierte Schönheit gewesen. Nach neunzehnjähriger Ehe war er Witwer geworden.

Die Frau des Beamten, welche inzwischen ebenfalls Witwe geworden war, hatte nur einen Sohn, den Vater des jungen Anatol, der uns jetzt beschäftigt. — Diese Nachrichten über die Familie Desforgeray dürften wohl genügen. Die Geschichten von Vorfahren, Kindern und

Nachkommen habe ich nie unterhaltend gefunden und ich kürze sie möglichst ab; es war indeß nothwendig, den Leser mit der Familie des jungen Anatol bekannt zu machen.

Zur Ergänzung der Familienchronik darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der alte Onkel, der vormalige Fregattencapitän, etwa ein Jahr nach dem erwähnten Besuche bei seiner Schwägerin, der er seine Unzufriedenheit über die Tändeleien seines damals neunjährigen Neffen zu erkennen gegeben, gestorben ist. Die Familie verminderte sich also beträchtlich, und der einzige, der den achtbaren Namen Desforgeray führt, ist der neunzehnjährige, dem Anscheine nach erst sechzehnjährige Jüngling.

»Erlauben Sie,« wird der wißbegierige Leser sagen; »Sie sagen ja gar nichts von der Tochter des Fregattencapitäns. Warum schweigen Sie denn von ihr? Sie gehört doch auch zur Familie Desforgeray.«

Ja richtig. Aber ich habe nichts von ihr gesagt, weil ich jetzt nicht mehr von ihr weiß, als alle Einwohner von Montpellier. Und unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß es vollkommen wahr ist; aber ich will doch das über sie verbreitete Gerücht mittheilen.

Angelina Desforgeray war im Alter von achtzehn Jahren eine gefeierte Schönheit. Kein Mädchen in Montpellier hatte längeres schwarzes Haar, schönere blaue Augen, einen zierlicheren Wuchs und eine anmuthigere Haltung. Die Reize der Tochter des Fregattencapitäns bildeten das gewöhnliche Stadtgespräch. Viele junge Männer schwärmten für sie; jeder von ihnen suchte einen Blick, ein Lächeln der schönen Angelina zu erhaschen; aber

es war nicht leicht, ihr den Hof zu machen, denn der Capitän war kein willfähriger Vater. Sein strenger Blick schreckte die Liebhaber zurück und erfüllte die Galane mit Zittern und Zagen. Er führte seine Tochter nicht oft in Gesellschaft, und nur selten sah man sie auf einem Ball; man sagte zu dem Capitän, der zuweilen ohne seiner Tochter die Abendgesellschaften besuchte:

»Warum vergönnen Sie uns die Gesellschaft der schönen Angelina nicht?« Und er antwortete:

»Wenn meine Tochter einst verheiratet sein wird, kann sie so viel als sie will in Gesellschaften gehen; aber ein Mädchen darf das Haus nicht zu oft verlassen.«

Einmal dauerte diese Abwesenheit länger als sonst. Die Wochen verflossen und Angelina war in keiner Gesellschaft erschienen; der Capitän selbst schien den Umgang mit Menschen zu meiden und lehnte alle Einladungen ab. Endlich sah man ihn eines Tages in einem Kaffeehause wieder, wo er sich vormals ziemlich häufig einzufinden pflegte. Aber er war sehr verändert; in drei Monaten schien er zehn Jahre älter geworden zu sein; seine Miene war düster, abgespannt, sein Blick beständig zur Erde gerichtet. Man begriff indeß bald die Ursache seiner trüben Stimmung, denn auf jede Erkundigung nach seiner Tochter antwortete er mit düsterer Stimme:

»Meine Tochter ist todt — Angelina lebt nicht mehr. Ich hatte sie, um Einkäufe zu machen, mit nach Paris genommen. Kaum waren wir dort angekommen, so erkrankte sie an einer Gehirnentzündung, die besten Aerzte behan-

delten sie, aber die Krankheit war zu heftig, und in wenigen Tagen mußte jede Hoffnung aufgegeben werden.«

Diese Trauerkunde war bald in der ganzen Stadt bekannt. Der Schmerz war allgemein und man schenkte dem alten Capitän die aufrichtigste Theilnahme; denn Angelina war eben so liebenswürdig und gut, als schön. Einige Personen versuchten den unglücklichen Vater zu trösten; aber dieser schien dies sehr ungern zu sehen, er gab jeden Umgang auf, und wenn man ihm zufällig in der Stadt begegnete und ihm einige Theilnahme zu erkennen gab, so entfernte sich der Capitän ohne ein Wort zu antworten. So sprach man endlich nicht mehr von seiner Tochter; man sah ja, daß es ihm einen unerträglichen Kummer verursachte.

Jetzt kehren wir endlich zu Anatol zurück. Ungeachtet oder vielleicht wegen der zärtlichen Sorge seiner Großmama begann er das Leben, welches er in Montpellier führte, langweilig zu finden. Frau Desforgeray hatte eine Rente von sechstausend Francs; damit kann man in der Provinz ein großes Haus machen. Sie verwaltete auch das Vermögen ihres Enkels, der von seinen Eltern beinahe siebentausend Francs Renten geerbt hatte. Dieses Einkommen konnte er im Whist zu zwei Sous die Marke oder im Lotto zu fünf Centimen unmöglich verbrauchen; denn dies waren die gewöhnlichen Erholungen des jungen Anatol.

Zuweilen jedoch führte die alte Dame ihren Enkel auf einen Ball und sie ermunterte ihn zum Tanzen.

»Du hast tanzen gelernt, Anatol,« sagte sie zu ihm; »Du mußt jetzt zeigen, daß Du von deinem Tanzmeister etwas gelernt hast. Fordere doch eines von den jungen

Mädchen auf, und vor Allem merke Dir die Figuren, denn es gibt nichts Alberneres, als ein Cavalier, der seine Tänzerin nicht zu führen versteht.«

Aber Anatol war so blöde, daß er gerade das that, was er nach dem Rathe seiner Großmutter hätte vermeiden sollen. Er war kirschroth, wenn er sich zu einer Quadrille anstellte, stand steif und regungslos neben seiner Tänzerin, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, und da er beständig vor sich niedersah, wußte er nie, wann die Reihe an ihn kam. Seine Tänzerin mußte ihn anstoßen und an seine Schuldigkeit erinnern.

Dann sprang Anatol aufs Gerathewohl vorwärts; er machte oft einen Kreuzsprung, wenn er die englische Kette tanzen sollte, einen Galopp, wenn's ein Pastourelle hätte sein sollen. Er fing wohl gar an, mit dem gegenüberstehenden Cavalier zu balanciren. Natürlich wurde er dadurch ein Gegenstand des Spottes und die Balldamen sagten zu einander:

»Ach, wenn mich der kleine Desforgeray nur nicht zum Tanze auffordert. Er ist ein rechter Gimpel . . . er kennt die Figuren noch nicht einmal! Er bringt Alles in Verwirrung; wenn er eine Quadrille mittanzt, geht gewiß Alles verkehrt.«

Der blöde Jüngling bemerkte wohl, daß er einen Bock über den andern schoß; er ging ganz beschämt zu seiner Großmutter zurück, die zu ihm sagte:

»Dein Tanzmeister ist ein rechter Esel. Er hat Dir ja nicht einmal die Hauptsachen gezeigt.«

Und Anatol antwortete:

»Ich will nicht mehr tanzen. Es langweilt mich.

Man verspottet mich — oder die Mädchen schmollen mit mir. Ich will noch lieber Lotto spielen, obgleich es auch nicht unterhaltend ist.«

Aber je älter der letzte Sprößling der Desforgeray wurde, desto mehr schien ihn das Leben, welches er in Montpellier führte, zu langweilen. Er fing indeß an besser zu tanzen und keine Verwirrung mehr anzurichten. — Mehr als einmal hatte ihm die alte Dame seufzend gesagt:

»Du mußt auf jeden Fall nach Paris gehen, Anatol; es ist durchaus nothwendig. Es wird gut für Dich sein; denn ein junger Mann, der Vermögen hat und einen Rang in der Gesellschaft einzunehmen berufen ist, muß Paris kennen lernen, um von den dortigen Theatern, merkwürdigen Gebäuden und Promenaden sprechen zu können.«

Dann pflegte Anatol zu antworten:

»O ja, liebe Mama, ich möchte sehr gerne nach Paris. Wann soll ich abreisen?«

»Später, lieber Junge. Du bist noch zu jung, als daß ich Dich in die große Stadt schicken könnte, wo die Jugend tausend Gefahren, tausend Versuchungen ausgesetzt ist. Du bist auch für den in Paris zu vollziehenden Auftrag noch zu jung.«

»Was für einen Auftrag, Großmama?«

»Ich werde Dir's kurz vor deiner Abreise sagen.«

»Warum nicht jetzt? Es würde Dir die Mühe ersparen, später davon zu sprechen.«

»Nein, Anatol, nein. Es handelt sich um ein Familiengeheimniß, das Du immer noch früh genug erfahren

wirst, wenn Du verständig genug bist, um die Wichtigkeit desselben einzusehen «

»Bin ich denn nicht verständig, liebe Mama?«

»Für dein Alter bist Du allerdings recht verständig und artig, und ich habe nicht die mindeste Ursache, mich über Dich zu beklagen — ausgenommen, daß Du zuweilen beim Whistspielen gähnst. Es ist nicht anständig, in Gesellschaft zu gähnen.«

»Liebe Mama, es ist nicht meine Schuld. Das Whistspiel langweilt mich.«

»Dann spiele Lotto, mein Junge.«

»Mit dem Lotto ist's noch schlimmer, ich schlafe dabei ganz ein.«

»Du schläfst beim Spiel ein! Das Tanzen macht Dir kein Vergnügen, das Lesen langweilt Dich. Was brauchst Du denn zu deiner Unterhaltung?«

»Das Lesen, liebe Mama, würde mich nicht langweilen, wenn ich unterhaltende Bücher hätte. Aber immer »Telemach« und »Die Reisen des jungen Anarcharsis!« Ich habe das schon so oft gelesen.«

»Du möchtest wohl gar Romane lesen? — Pfui! Das fehlte noch! Eine Lectüre, die den Kopf verdreht, Geschmack und Herz verderbt—«

»Aber mein Tanzmeister sagte mir, es gebe Sittenromane, welche die Gebräuche, Gewohnheiten, Charaktere und Lächerlichkeiten der Gesellschaft treu schildern. Er sagte mir: Verwirren Sie Ihre Phantasie nicht durch Geschichten von Verbrechen, Mordthaten, Vergiftungen. Solche Gräuelsc enen sind nur für Leute, die, um sich aufzuregen, die Annalen der Verbrecher durchsuchen; wie

Menschen, die einen ganz verdorbenen Magen haben, keine Nahrung ohne Pfeffer, Ingwer oder anderes schwarze Gewürz zu sich nehmen können; sie würden sogar Schießpulver essen, wenn sie nicht fürchteten, zu zerspringen. — Lesen Sie wahre, getreue Schilderungen des wirklichen Lebens; halten Sie nie hohles Pathos für schönen Styl und vorlautes Urtheil für Geist; vergessen Sie nicht, was Thiers, ein geistreicher Mann unserer Zeit, geschrieben hat: »Der beste Styl ist der, welcher weder bemerkt noch empfunden wird.« — Kurz, hüten Sie sich vor den Leuten, welche das Natürliche ins Lächerliche ziehen; sie gleichen den Füchsen in der Fabel: die Trauben sind ihnen zu grün.«

»Dein Tanzmeister,« entgegnete die Großmutter, »sollte Dich lieber die Figuren der Contretänze lehren und Dich mit seinem Geschwätze verschonen.«

Inzwischen hatte der letzte Sprößling der Familie Desforgeray sein zwanzigstes Jahr beinahe vollendet und im Hause seiner Großmutter fühlte er zuweilen eine Ungeduld und Langeweile, die er bald nicht mehr zu verbergen vermochte.

Er gähnte mehr als je, wenn er der Vierte am Whisttische war; er machte sich aus dem Staube, wenn Lotto gespielt werden sollte; er blieb schweigsam in Gesellschaft, weil es ihm kein Vergnügen machte, sich mit bejahrten Personen zu unterhalten, und jungen Mädchen gegenüber war er befangen, zumal in Gegenwart ihrer Eltern, vor denen er allzu großen Respect hatte.

Oft verschwand er, wenn ihn seine Großmutter

suchte, um seinen Arm zu nehmen und ihn zum Spiel zu nöthigen.

»Wahrhaftig,« pflegte sie dann zu sagen, »mein Enkel hat jetzt Quecksilber in den Füßen. Er kann nicht auf einer Stelle bleiben.«

Aber einige Personen antworteten ihr lächelnd:

»Ihr Enkel ist bald zwanzig Jahre alt; in diesem Alter sucht ein junger Mann Zerstreuungen, die er in Gesellschaft seiner Großmama nicht finden kann; er sehnt sich nach neuen Unterhaltungen. Er weiß vielleicht noch nicht genau, was ihm gefallen würde, aber er weiß recht gut, was ihm nicht gefällt. Er sollte einige Zeit auf Reisen gehen, das würde ihm sehr gut.«

Die Großmama seufzte und sagte zu sich:

»Das ist wahr. Ich glaube, daß es Zeit ist, ihn nach Paris zu schicken. Ueberdies muß er hin, und ich habe vielleicht schon zu lange gezögert, den letzten Willen und Wunsch meines seligen Schwagers, des Capitäns, zu erfüllen. Ich glaube freilich, daß alle Bemühungen fruchtlos sein werden. — Aber allein darf Anatol nicht nach Paris gehen, er muß einen Reisegefährten haben — einen verständigen Begleiter, der ein wachsames Auge auf ihn hat und ihm als Mentor dient. Es ist sehr schwer; ich hatte an seinen Sprachlehrer gedacht, aber ich habe bemerkt, daß er zuweilen übermäßig trinkt. Sein Musiklehrer hat hier Schüler, die er nicht verlassen kann. Und sein Tanzmeister — pfui, ein Mann, der ihm den Rath gibt, Romane zu lesen! Es wäre ein Verderb für meinen Enkel. — Ich weiß nicht, welche Wahl ich treffen soll. Und allein darf Anatol doch nicht nach Paris gehen.«

Ein Nachbar besuchte die alte Dame eines Morgens und fragte sie, ob sie in Paris etwas zu besorgen habe, da er sofort dahin reisen werde.

»Sie reisen nach Paris, Herr Mitonneau?« erwiederte Frau Desforgeray überrascht und erfreut. »Und gedenken Sie einige Zeit dort zu bleiben?«

»Ja, Madame, je nachdem es mir gefällt. Es ist eine Vergnügungsreise. — Ich kenne Paris, ich bin vor zwölf Jahren dort gewesen. Aber seit jener Zeit hat sich viel verändert und verschönert; ich möchte Alles dies gerne sehen. Unter Anderem hat man mir von einer Rivolistraße erzählt, die an Länge und Pracht die schönsten Straßen der europäischen Hauptstädte übertrifft, und von einem neuen Boulevard, der fast eine Stunde lang sein soll. Die Kaufläden und Magazine wetteifern an Eleganz. Sie begreifen, daß man einige Zeit braucht, um Alles zu sehen. Uebrigens habe ich keine Eile; ich habe mich von den Geschäften zurückgezogen; ich habe nichts mehr mit Hafer und Heu zu thun, womit ich mir sechstausend Francs jährlicher Einkünfte gemacht habe; ich bin unverheiratet und kann recht gut damit leben. Ich bin nicht ehrgeizig, aber ich habe tüchtig gearbeitet; ich bin vierundvierzig Jahre alt, und es ist mir gewiß nicht zu verargen, wenn ich mir's noch ein bischen wohl sein lasse.«

»Nicht mehr als billig, Herr Mitonneau, Sie haben das Recht dazu. Aber ich möchte jetzt wissen, ob Sie mir einen Gefallen thun wollen, — einen sehr großen Gefallen, für den ich Ihnen ewig dankbar sein würde.«

»Wenn es von mir abhängt, so stehe ich zu Ihrer Verfügung. Sie wünschen vielleicht, daß ich Ihnen in

Paris einige von den neuen trichterförmigen Unterröcken kaufe, welche die Damen jetzt tragen? Ich glaube, daß sie von Tonnenreifen, Stahl oder Roßhaar gemacht werden. — Es ist eine recht häßliche Mode; aber es ist einmal Mode —«

»Nein, lieber Herr Mitonneau, es handelt sich nicht um bauschige Röcke. Ich bin ja nicht mehr in den Jahren, wo man die Moden mitmacht.«

»Warum nicht? Da ist Madame Chamgrillé, die gewiß älter ist als Sie. In der letzten Soirée beim Unterpräfecten trug sie einen Rock, mit welchem sie nicht in das Spielzimmer gehen konnte, die Thür war nicht weit genug. Sie mußte wegen ihrer umfangreichen Kleider auf das Whistspiel verzichten.«

»Madame Chamgrillé mag sich kleiden, wie es ihr gefällt, das kümmert mich nicht. Es gibt Frauen, die ihr ganzes Leben hindurch gefallsüchtig bleiben und im Alter nicht vernünftig werden. — Doch zur Sache. Mein Enkel Anatol soll nach Paris gehen, um sich auszubilden, um mit mehr Leichtigkeit und Sicherheit in Gesellschaft auftreten zu lernen; denn nichts ist der Ausbildung förderlicher als Reisen. Ueberdies hat er einige Geschäfte in Paris für mich zu besorgen. Ich würde ihn schon vor einiger Zeit hingeschickt haben, wenn ich einen Reisegefährten für ihn gefunden hätte. Anatol ist noch so jung und unerfahren; in Paris aber ist ein junger Mann gar vielen Gefahren ausgesetzt. — Um nicht in alle Schlingen zu fallen, die man seiner Unschuld stellen wird, müßte ihm ein verständiger, erfahrener und zugleich gewandter Mann zur Seite stehen, der, ohne sich das Ansehen zu geben,

als wollte er seinem Willen entgegenhandeln, klug genug ist, um ihn von schlechten Wegen abzulenken und insbesondere vor schlechten Bekanntschaften zu bewahren. — Errathen Sie jetzt, Herr Nachbar, was ich von Ihnen erwarte und welchen Dienst Sie mir erweisen können?«

»Ja wohl, liebe Madame Desforgeray, ich verstehe Sie sehr gut: Sie wünschen, daß ich Ihren Enkel begleite, daß ich ihm als verständiger, kluger Mentor zur Seite stehe. — Ich nehme Ihren Antrag von ganzem Herzen an, liebe Nachbarin; ich will Anatols Führer und väterlicher Freund sein. Und ich thue es gerne, denn ich liebe die jungen Leute. Ich bin ja selbst noch in dem kräftigsten Alter: ich bin vierundvierzig Jahre alt und habe noch das Recht, mich zu unterhalten. Ich werde den lieben kleinen Anatol auf alle Unterhaltungen begleiten; es versteht sich, daß ich nur anständige, sittsame Unterhaltungen meine. Ich bürge Ihnen dafür, daß er bei mir nie in einen gefährlichen Handel verwickelt wird.«

»Lieber Herr Mitonneau, wie danke ich Ihnen für den wichtigen Dienst, den Sie mir erweisen werden. — Ich werde also meinen Enkel in Paris wissen können, ohne täglich zu fürchten, daß ihm ein gefährliches Abenteuer zustoße, daß er in Streit gerathe, und wohl gar ein Duell bekomme. Denn Anatol hat Muth, trotz seiner Schüchternheit. Er würde sich gewiß nicht auf den Fuß treten lassen.«

»Seien Sie unbesorgt; sollte er ein Duell bekommen, so wäre es gewiß nicht meine Schuld. Ich verabscheue die Duelle. Ich begreife nicht, wie sich die Leute schlagen können. Pfui, einen Mitmenschen tödten, das ist schändlich!

Wenn ich König wäre, würde ich alle Duellanten aufknüpfen lassen. Und doch habe ich in Paris einen Freund, Namens Canardière, der vormals ein rechter Brausekopf war; ich hoffe, daß er sich gebessert hat.«

»Es bleibt also bei der Abrede: Sie reisen mit meinem Enkel nach Paris?«

»Ja wohl, liebe Nachbarin, es bleibt bei der Abrede. Aber ich habe alle Vorbereitungen getroffen, um übermorgen abzureisen, und um keinen Preis würde ich meine Abreise aufschieben.«

»Gut, Anatol soll bereit sein, Sie zu begleiten.«

Ehe wir uns mit den beiden Reisenden nach Paris begeben, wollen wir mit dem Begleiter, den die alte Großmutter ihrem Enkel gegeben, nähere Bekanntschaft machen.

III.

Der Nachbar Mitonneau. — Der Thurm von Nesle.

Dieser Herr zählt bereits neunundvierzig Jahre, obgleich er jeden Augenblick versichert, er sei vierundvierzig. Die Zahl vierundvierzig scheint ihm minder bedenklich, und er scheint sich vorgenommen zu haben, nicht darüber hinauszugehen. Er handelt freilich nicht klug, so oft von seinem Alter zu sprechen, denn er setzt sich der Gefahr aus, die Antwort zu erhalten: »Wir wissen schon seit mehreren Jahren, daß Sie so alt sind.«

Herr Mitonneau ist von mittlerer Größe, aber seit seinem vierundvierzigsten Jahre hat er an Umfang zugenommen, und sein Bauch hat eine spitzige Form angenommen, so daß der ganze Mann kleiner scheint, als er wirklich ist. Uebrigens ist er nicht unansehnlich, er hat recht wohlgeformte Beine, und seine Waden sind sehr stattlich.

Herr Mitonneau ist blond, er hat noch starkes Haar, sein Gesicht ist rund und blühend, seine weit hervorstehenden hellblauen Augen sind immer offen, als ob er eine Goldgrube entdeckte; seine Nase ist dick und an der Spitze ziemlich stark aufwärts gebogen — ein fast unfehlbares Zeichen großer Selbstgenügsamkeit. Eine anspruchslose Stülpnase ist als ein Phönix oder wenigstens als eine weiße Amsel zu betrachten. Endlich hat er einen ziemlich kleinen Mund, den er oft herzförmig zusammenzieht. Ich weiß keinen anderen Ausdruck für einen albernen Mund, der Andere immer anlächelt und sich angenehm machen will. Der Himmel bewahre Jedermann vor Bekanntschaften mit denen, die ihren Mund herzförmig zuspitzen.

Wir kennen jetzt das Aeußere des Mannes, es bleiben noch seine geistigen Eigenschaften zu erwähnen.

Herr Mitonneau ist von Natur heißblütig und dem schönen Geschlechte sehr zugethan; aber dieses erotische Naturell wird durch einen Fehler aufgewogen, der seinen Erfolgen bei den Damen oft hinderlich ist: er ist außerordentlich feig, ein schiefer Blick macht ihm Furcht; ein grimmiges Gesicht jagt ihm einen Schrecken ein, ein zornig gesprochenes Wort treibt ihn in die Flucht. Er hat nie

ein Pferd bestiegen, er will nicht auf dem Wasser fahren, im Wagen ist er nicht ruhig; Schwämme ißt er gar nicht.

Um von Montpellier nach Paris zu reisen, braucht man indeß irgend ein Transportmittel, und ein so zaghafter Mensch wie Mitonneau mußte gewiß Bedenken tragen, auf der Eisenbahn zu fahren. Und in der That, er schauderte bei dem Gedanken, in einen Waggon zu steigen. So kam es denn, daß er sich seit acht bis neun Jahren vorgenommen hatte, nach Paris zu reisen, aber sich zu einer Eisenbahnfahrt nicht entschließen konnte.

Mit einem so furchtsamen Charakter erlaubte sich der Nachbar Mitonneau natürlich nicht, einer verheirateten Frau den Hof zu machen; er würde im Geiste beständig den Ehemann mit zwei Pistolen vor sich gesehen haben. Der gutmüthigste, gleichgiltigste Gatte würde ihn nicht bewogen haben, unternehmender zu sein. Um daher nicht in Versuchung zu kommen, wenn er sich in Gesellschaft einer hübschen Frau befand, sah er sie gar nicht an; er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, durch sein leicht entzündbares Temperament den Verdacht ungebührlicher Absichten auf sich zu ziehen. Denn er hatte einen sehr hohen Begriff von seinen körperlichen und geistigen Vorzügen, und hielt sich für unwiderstehlich.

»Wenn ich diese Dame ansehe,« sagte er zu sich, »so wird sie in mich verliebt. Die Frauen sind sehr unbesonnen, wenn sie lieben. Der Gemal wird bemerken, daß seine Ehehälfte für mich schwärmt. Es ist daher am besten, die Dame gar nicht anzusehen.«

Bei einem jungen Mädchen fürchtete Mitonneau den Vater, den Bruder, sogar die Vettern. Und wenn keine

Verwandten zu fürchten waren, so fürchtete er einen Nebenbuhler.

Was blieb ihm dann, um ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen? Witwen? Ja wohl; aber wenn die Witwen hübsch sind, fehlt es ihnen nicht an Bewerbern, und Mitonneau fürchtete noch, von einem Nebenbuhler zum Zweikampfe gefordert zu werden.

Die Liebschaften des Futterhändlers beschränkten sich daher auf die Sphäre der Mägde', der »mittelalterlichen« Gevatterinnen und der häßlichen Witwen, bei denen nicht der mindeste Nebenbuhler zu fürchten war. Und der Feigling hielt noch dazu seine Liebeshändel so geheim, daß Niemand eine Ahnung davon hatte.

Bei diesem vorsichtigen Benehmen mußte Mitonneau natürlich für den verständigsten, gelassensten, ehrbarsten Mann in Montpellier gehalten werden, und in diesem Rufe stand er wirklich. Die Mütter dachten: »Der ist ein Mann, dem man eine Tochter anvertrauen kann.« Die Männer setzten hinzu: »Er möchte immerhin täglich kommen und meiner Frau Gesellschaft leisten, ich würde nicht eifersüchtig werden.« Und die Witwen sagten: »Er ist gar nicht artig gegen Damen, man sieht, daß er ihr Freund nicht ist.«

Und Alle irrten sich, wie es fast immer der Fall ist, wenn man nach dem Schein urtheilt. Die Spitzbuben sprechen unaufhörlich von ihrer Ehrlichkeit, die Gefühllosen von ihrer Theilnahme, die Dummköpfe von ihrer Klugheit, die Unwissenden von ihren Kenntnissen, die Memmen von ihrem Muthe, die Frauen von ihrer Beständigkeit, die Gecken von ihren Eroberungen — und Alle lügen mit

dreister Stirn und finden immer noch Einfaltspinsel, die ihnen glauben.

Ein Abenteuer, welches Mitonneau einige Zeit vor seinem Besuche bei der Großmutter Anatol's zu bestehen hatte, wird einen Begriff von seinem Muthe und seinem Charakter geben.

Eine fremde Dame hatte seit Kurzem ihren Wohnsitz in Montpellier genommen. Sie war etwa sechsunddreißig Jahre alt, hatte schöne, kühne, schwarze Augen, bräunliche Gesichtsfarbe, weiße Zähne und vielleicht etwas zu üppige Formen, die jedoch durch graziösen Anstand und Lebhaftigkeit einen eigenthümlichen Reiz bekamen. Diese Dame, angeblich eine Witwe, führte von Anfang an ein Haus, dessen Kosten nur aus einem ziemlich bedeutenden Einkommen bestritten werden konnten. Sie empfing indeß wenig Besuche und lebte allein mit ihrer Dienerschaft in einem schönen Hause, das sie in der Nähe des Platzes Peyrou gemiethet hatte.

Mitonneau traf die fremde Dame im Theater. Sie war allein, und der Zufall hatte sie zu seiner Nachbarin in der Loge gemacht. Bald fühlte er sich entzündet durch das Feuer der schönen schwarzen Augen, die sich oft auf ihn richteten. Aber er ging mit seiner gewohnten Vorsicht zu Werke: ehe er ein Gespräch anknüpfte, entfernte er sich und fragte die Logenschließerin, ob die Dame allein gekommen sei.

»Ja wohl, sie ist ganz allein gekommen,« antwortete die Schließerin.

»Und sie läßt für eine etwa zu erwartende Person keinen Platz aufbewahren?«

»Nein; aber sie sagte: Mein Bedienter wird mich am Ende der Vorstellung abholen, ich habe an der Thür gebeten, ihn einzulassen.«

»Schön. Die Dame hat also einen Bedienten? — Mehr wissen Sie nicht von ihr?«

»Nein, ich kenne sie nicht.«

Mitonneau, der noch unschlüssig war, wie er sich gegen die Dame benehmen sollte, war im Begriff, auf seinen Platz zurückzukehren; aber eine andere Logenschließerin, die das Gespräch gehört hatte, trat auf ihn zu, und sagte:

»Ich weiß Ihnen mehr zu sagen. Ich kenne die Dame, ich wohne in ihrer Nähe; ich treffe ihre Köchin oft bei der Obsthändlerin, und natürlich wird immer ein Weilchen geplaudert. Es ist Madame Alfieri —«

»So, Madame Alfieri heißt sie? Vermuthlich hat sie einen Mann?«

»Nein, sie ist Witwe — eine Italienerin —«

»So; eine Italienerin? Die Italienerinnen sind sehr leidenschaftlich —«

»Ja, sie ist eine Italienerin aus Grenoble.«

»Eine Italienerin aus Grenoble? Das verstehe ich nicht.«

»Ich meine, ihr Mann war ein Italiener, aber die Dame ist aus Grenoble gebürtig.«

»O, solche Italienerinnen sind mir lieber. Und Sie wissen gewiß, daß der Mann dieser Witwe todt ist?«

»Natürlich; wenn er nicht todt wäre, so wäre die Dame nicht Witwe.«

»Sehr richtig bemerkt; aber man kann sich zuweilen

irren und sich schlecht ausdrücken. — Sagen Sie, hat diese Dame Alfieri irgend einen Verwandten, einen Vater, Bruder oder Vetter bei sich?«

»Nein, sie bewohnt das Haus mit einem Bedienten, der zugleich Gärtner ist, mit einer Köchin und einer Kammerjungfer.«

»Der tausend, drei Dienstleute! Sie muß reich sein. — Madame Alfieri empfängt gewiß viele Besuche; sie ist hübsch und es wird ihr wohl von vielen Verehrern der Hof gemacht?«

»Nein; man weiß nichts von Verehrern, die Kammerjungfer würde es wissen.«

»Wieder sehr richtig bemerkt. Wenn's für den Kammerdiener keinen Helden gibt, so wird es auch für die Kammerjungfer keine keusche Susanna geben. — Mehr wissen Sie nicht von der Dame?«

»Nein, mein lieber Herr. — Doch ja, die Dame scheint große Reisen gemacht zu haben; sie hat in verschiedenen Ländern gewohnt, seitdem sie Witwe ist, aber man glaubt, sie sei willens, in Montpellier ihren bleibenden Wohnsitz zu nehmen.«

Mitonneau dankt der Logenschließerin und gibt ihr für ihr Geschwätz ein Zehnsousstück — eine ganz außerordentliche Freigebigkeit von seiner Seite, denn er pflegte gute Dienste sonst nur mit schönen Worten zu belohnen. Er kehrt, von den süßesten Hoffnungen erfüllt, auf seinen Platz zurück: eine hübsche Frau ohne Mann, ohne Verwandte, ohne Verehrer, ohne einen Beschützer, der seine Bewerbungen hätte übel nehmen können. — Das war ein kostbarer Fund, eine ganz gefahrlose Eroberung, bei

welcher nicht das Mindeste zu fürchten. Es war ein unverhofftes, seltenes Glück.

Mitonneau beginnt den Angriff mit einem Rottenfeuer glühender Blicke. Der Feind hält sich tapfer; der Courmacher läßt sich trotz seiner Feigheit nicht abschrecken. Von seinen persönlichen Vorzügen überzeugt, knüpft er ein galantes Gespräch an. Madame Alfieri scheint nicht sehr spröde und der zugespitzte Mund Mitonneau's scheint ihr gar nicht zu mißfallen. So entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen ihnen:

»Mich dünkt, Madame, daß Sie erst seit Kurzem in unserer Stadt wohnen, denn es ist das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, Sie im Theater zu bemerken —«

»Es ist wahr, ich wohne erst seit einigen Wochen in Montpellier; aber ich hätte ins Theater kommen können, ohne von Ihnen bemerkt zu werden.«

»O nein, Madame, das wäre nicht möglich. Erstens haben wir nur ein Theater — der Saal ist recht hübsch, wie Sie sehen — ich bin abonnirt und versäume keine Vorstellung. Ich würde Sie also gesehen haben. Eine hübsche Frau wird immer bemerkt, und Sie würden nirgends unbemerkt bleiben.«

Diese Schmeichelei wird mit einem sehr ermuthigenden Lächeln aufgenommen. Mitonneau läßt daher das Gespräch nicht fallen.

»Sie werden mit unseren Sängern vielleicht nicht sehr zufrieden sein, Madame; es ist sehr schwer, eine gute Gesellschaft für die Oper zusammenzubringen.«

»Ich weiß es, aber ich bin nachsichtig, weil ich die Musik sehr liebe. Ich weiß, daß es in Montpellier auch

viele Musikfreunde gibt; ich würde hier meinen Wohnsitz nicht genommen haben, wenn ich nicht wüßte, daß man in Ihrem Theater vorzugsweise Opern gibt.«

»Sollte es eine Sängerin sein?« dachte Mitonneau; »ich muß schlau sein.« Und er erwiedert:

»Sie sind vielleicht in Italien gewesen, Madame; dort hört man so gute Musik!«

»Sie sind in Italien gewesen?«

»Nein, Madame. Ein Freund von mir hat die dortigen Virtuosen sehr gerühmt.«

»Ich habe dort zehn Jahre gelebt. Mein Mann war ein Italiener, und wenn ich ihn nicht verloren hätte, würde ich wahrscheinlich noch in Neapel sein.«

»Was, Sie sind schon Witwe?« antwortet Mitonneau mit erheucheltem Erstaunen, denn er will nicht verrathen, daß er die Logenschließerin ausgefragt.

»Schon,« lispelt die Dame, sich zierend. »Es gibt ja Witwen, die viel jünger sind als ich.«

»Auf jeden Fall findet man keine reizendere.«

Neues Lächeln der Dame. Mitonneau, der sehr neugierig ist und gern wissen will, mit wem er zu thun hat, wünscht zu erfahren, was der Gemal dieser Dame in Neapel gewesen sei. Nach Allem, was man ihm über ihren Wohlstand, über ihre Dienerschaft gesagt hat, schmeichelt er sich mit der Hoffnung, die Eroberung einer Dame von hohem Range gemacht zu haben. — »Es muß eine Gräfin sein,« denkt er, »vielleicht gar eine Marquise,« und er spitzt mehr als je den Mund, indem er hinzufügt:

»Wir würden uns sehr glücklich schätzen, Madame,

wenn Ihnen das Klima von Montpellier zuträglich wäre —«

»Es war mir zu warm in Italien,« erwiederte Madame Alfieri; »ich blieb nur wegen meines Mannes dort.«

»Der vielleicht durch seine hohe Stellung bei Hofe genöthigt wurde, dort zu wohnen?«

Madame Alfieri lächelte und antwortete:

»Wir hatten allerdings Lieferungen für den Hof und die Stadt. Mein Mann war Mehlspeisenfabrikant und wegen seiner Maccaroni sehr berühmt, und er versendete sie sehr weit.«

Unser Verführer fällt plötzlich von seinem Himmel in die prosaische Wirklichkeit herab, als er erfährt, daß er nur der Witwe eines Maccaronihändlers den Hof macht; aber da die Dame trotzdem recht hübsch ist, so denkt er: »Ich brauche nicht so viel Umstände zu machen, um ihr meine Flamme zu erklären, und ich werde schneller zum Ziel gelangen.«

Mitonneau plaudert bis zum Ende der Vorstellung mit der Dame und bittet sie um Erlaubniß, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen. Diese Erlaubniß erhält er ohne Schwierigkeit. Nach beendetem Schauspiel bietet er ihr den Arm, um sie nach Hause zu begleiten; sie nimmt seine Begleitung an, obgleich ein baumlanger, breitschulteriger Diener draußen wartet, um seine Gebieterin abzuholen. Aber Madame Alfieri fertigt ihn mit den Worten ab:

»Spalatro, geh hinter uns.«

Dann nimmt sie den Arm Mitonneau's, der zu ihr sagt:

»Ihr Bedienter ist ein Italiener?«

»Ja, ein vormaliger Lazzarone, den mein Mann in Dienst genommen hatte. Er ist in Gartenarbeiten nicht sehr geschickt, aber er ist stark wie mehrere Türken. Er hebt einen Mann mit einer Hand auf und wirft ihn, wie einen Kautschukball, fünfzehn Schritte weg. Es ist gut für eine Frau, die keinen Mann mehr hat, einen Diener bei sich zu haben, der allein so gut ist wie eine ganze Hauptwache.«

»Diable,« denkt Mitonneau; »mit diesem Spalatro muß man immer recht freundlich sein.«

Während der ehemalige Futterhändler die Dame nach Hause begleitet, folgt Spalatro in einer Entfernung von zehn Schritten; aber die Fußtritte des Lazzarone sind so schwerfällig und dröhnend, daß ihn Mitonneau auf seinen Fersen zu haben glaubt.

Den folgenden Tag ordnet Mitonneau mit besonderer Sorgfalt seinen Anzug, um sich zu Madame Alfieri zu begeben.

»Ich gehe wohl ein bischen rasch zu Werke,« sagte er zu sich; »aber mit einer Maccaronihändlerin brauche ich nicht lange den blöden Schäfer zu spielen. Ueberdies glaube ich, daß sie einen Verehrer nicht lange schmachten läßt.«

Madame Alfieri bewohnte ein sehr hübsches Haus, welches von einem ziemlich großen Garten umgeben war. Mitonneau zieht an einem Gitterthor die Glocke; der Neapolitaner Spalatro öffnet und empfängt ihn mit einem vielsagenden Lächeln. Die Italiener pflegen so zu lächeln.

Mitonneau wird in das Haus geführt. Er findet die hübsche Witwe in einem sehr kunstreich verzierten Boudoir

und in einem allerliebsten Négligé, welches ihre Reize noch mehr erhöhte. Madame Alfieri zeigt sich sehr artig gegen ihren neuen Bekannten; aber als er gar zu unternehmend werden will, nimmt sie eine ernstere Haltung an und gibt ihm zu verstehen, daß sie ihre Liebe nicht hingibt, ohne zu wissen, ob der Empfänger derselben würdig sei.

Mitonneau beeilt sich, alle mögliche Auskunft über seine Verhältnisse zu geben; er betont seine sechstausend Francs Renten und seinen Junggesellenstand, der ihm völlig freie Hand lasse. Madame Alfieri lächelt und fragt:

»Haben Sie denn nie Lust gehabt, sich zu verheiraten?«

»Nein,« antwortete Mitonneau. »Ich habe nie einen Charakter gefunden, der mit dem meinigen völlig übereingestimmt hätte. Es muß wohl recht schwer sein. Eheleute müssen mit einander übereinstimmen, sonst mögen Hymens Bande wohl drückend werden.«

»Sie haben Recht,« antwortete die schöne Witwe. »Ich bin einmal verheiratet gewesen, aber es ist genug; ich habe keine Lust, einen zweiten Mann zu nehmen.«

»Desto besser,« denkt der Galan; »denn ich will mich ebenfalls nicht binden.«

Und nach einer kurzen Pause erwiedert er:

»War denn Signor Alfieri nicht alle Tage artig und freundlich?«

»Ich glaube nicht, daß es Männer gibt, die alle Tage artig gegen ihre Frauen sind; überdies war Signor Alfieri eifersüchtig, er wollte mich nicht ausgehen lassen, wenn

ich Lust dazu hatte, und ich liebe meine Freiheit, ich will thun, was mir beliebt.«

»Dann mußte es Ihnen viel Verdruß machen.«

»O, ich ging wider seinen Willen aus!«

»Aber, wenn Sie wieder nach Hause kamen, gab es Zank.«

»Das kümmerte mich nicht; ich machte es den folgenden Tag eben so.«

»Ich glaube,« sagte Mitonneau zu sich, »daß Signor Alfieri wohl gethan hat, das Zeitliche zu segnen. Heiraten möchte ich seine Witwe nicht, aber ich würde mich sehr geschmeichelt fühlen, ihr Liebhaber zu sein, denn sie ist wirklich reizend. O, ich werde schon ihre Gunst gewinnen.«

Mitonneau macht der schönen Witwe seit einer halben Stunde den Hof, als sie plötzlich ihren Diener Spalatro ruft. Der kolossale Lazzarone erscheint und weist grinsend zwei Reihen Zähne, die einem Pferde zu gehören scheinen.

»Die Patrona hat mich gerufen?« fragte er in halb französischer, halb italienischer Sprache.

»Spalatro, ich möchte wissen, wo Monaco ist; ich habe ihn diesen Morgen nicht gesehen.«

»Signora, Monaco spielt im Garten.«

»Achte auf ihn, damit er keinen Schaden nehme.«

»Si, Signora, Monaco ist flink, er nimmt keinen Schaden; er klettert auf die Bäume wie eine Katze.«

»Laß ihn nicht aus den Augen, Spalatro; denn ich wäre untröstlich, wenn ihm ein Unglück zustieße.«

»Ei, wer mag dieser Monaco sein, um den die schöne Witwe so besorgt ist?« denkt Mitonneau; »vermuthlich ein

Knabe, weil sie ihn so beaufsichtigen läßt. Sollte sie ein Kind von ihrem Manne haben? Das wäre ganz natürlich; aber die Logenschließerin sagte doch, sie sei ganz allein. Und die Witwe hat mir kein Wort davon gesagt. Warum sollte sie es verheimlichen?«

Spalatro entfernt sich, nachdem er unsern Galan wieder angegrinst hat. Dieser hat alle Fassung verloren; er getraut sich nicht, Madame Alfieri über Monaco zu befragen, und er verläßt sie bald, nachdem er die Erlaubniß erhalten, sie oft zu besuchen.

Mitonneau geht sehr zufrieden nach Hause; er bezweifelt nicht, daß die schöne Witwe sich ihm bald ergeben werde. Zuweilen jedoch denkt er:

»Sie scheint mir einen sehr entschlossenen, herrischen Charakter zu haben. Ich wage vielleicht zu viel, wenn ich ihre Gunst zu erlangen suche. Sie ist freilich nur eine Italienerin von Grenoble; aber ich fürchte doch, daß sie etwas gar zu neapolitanische Gewohnheiten angenommen. Sie betrauert ihren Mann nicht im Mindesten. Das ist freilich nichts Außerordentliches; aber sie spricht mit gar zu wenig Achtung von dem armen Maccaronimacher, der ihr doch ein recht hübsches Vermögen hinterlassen zu haben scheint. Und wer mag dieser Monaco sein, der bei ihr wohnt und ihr so viel Sorge macht? Den Lazzarone, der in ihren Diensten steht, kann ich auch nicht leiden; in dem Lächeln dieses Spalatro ist etwas Unbestimmtes, man weiß nicht recht, ob er freundlich sein, oder Gesichter schneiden will.«

Diese Bedenklichkeiten hinderten Mitonneau keineswegs, sich den folgenden Tag zu Madame Alfieri zu begeben. Es war im Herbst, die Blätter fingen an abzu-

fallen. Der Garten der schönen Witwe war indeß noch höchst angenehm; die Rosenstöcke von verschiedenen Arten blühten; die Olivenbäume und ihr etwas dürftiges Laub widerstanden dem Einflusse der Jahreszeit, und große Orangenbäume in Kasten, zum Theil mit reifen Früchten bedeckt, verbreiteten einen köstlichen Duft in den Alleen und Gebüschen.

Madame Alfieri ging in ihrem Garten spazieren; sie winkt Mitonneau, auf einer Rasenbank unter einer Platane neben ihr Platz zu nehmen. Unser Galan läßt sich diese Einladung nicht wiederholen. Er setzt sich an die Seite der Dame und fängt seine Tändeleien wieder an. Er betheuerte ihr zum zwanzigsten Male, daß sie an ihm einen eben so treuen, als verschwiegenen Liebhaber haben werde, und er sah mit Freuden, daß seine Betheuerungen nicht schlecht aufgenommen wurden — da fällt ihm plötzlich ein ziemlich schwerer Gegenstand auf die Schultern, und zugleich fühlt er seinen Hals umfaßt.

Mitonneau schreit laut auf und wird leichenblaß; dann stammelt er erschrocken:

»Ach, mein Gott! — Hilfe, Hilfe!«

Madame Alfieri, weit entfernt, an seinem Schmerz theilzunehmen, bricht in ein lautes Gelächter aus. Diese Heiterkeit beruhigte ihn einigermaßen, und fast in demselben Augenblicke wird sein Hals losgelassen, seine Schultern werden ihrer Last entledigt, und er sieht einen kleinen Affen auf den Schooß der Witwe springen.

»Was, Sie fürchten sich?« sagt sie lachend, »und vor einem Affen?«

»Erlauben Sie, schöne Dame. Ich konnte nicht ahnen,

daß das unbekannte Etwas, welches mir auf die Schultern fiel, ein Affe sei. Es war immer noch schwer genug — aber gefürchtet habe ich mich nicht.«

»Aber Sie riefen doch um Hilfe —«

»O nein. Ich mag gesagt haben: Nehmen Sie sich in Acht — im ersten Augenblicke weiß man nicht recht, was man sagt. Und der Affe schnürte mir fast den Hals zu!«

»Es ist Monaco, ein Bisamaffe, den man mir unlängst von Marseille geschickt hat.«

»So, es ist Monaco? Wirklich ein allerliebstes Thierchen.«

»Ha, ha, ha! Sie sind ganz blaß geworden!«

»Ich versichere, daß mir dieser Vierhänder den Hals in höchst unangenehmer Weise zusammengeschnürt hat. — Aber gefürchtet habe ich mich nicht. In meinem Leben habe ich noch nicht gezittert — ich war nur überrascht, verblüfft.«

»Das läßt sich hören, denn ich begreife nicht, wie ein Mann feig sein kann. Pfui! diese Schwäche muß man Kindern und Mädchen überlassen.«

»Ich will sie den Mädchen ganz überlassen. — Der kleine Affe ist wirklich sehr drollig — er sieht recht klug aus.«

Bei diesen Worten zog Mitonneau seine Hand zurück, die Monaco gefaßt hatte, um sein Gesäß damit zu kratzen. Diese Pantomime versetzte die schöne Witwe in große Heiterkeit. Aber plötzlich entfernt sich der Affe, um auf einen Orangenbaum zu klettern, und unser Galan wünscht sich Glück, des Plagegeistes entledigt zu sein.

Dieser Zwischenfall hat indeß das Gespräch unter-

brochen. Madame Alfieri sieht ihrem Affen zu, der auf einem Orangenbaume seine Sprünge macht, und läßt Mitonneau fast unbeachtet. Endlich nimmt er Abschied, sehr ärgerlich über den ungünstigen Eindruck, den sein Schrecken auf die Dame gemacht hat.

Mitonneau braucht einige Tage, um durch zarte Aufmerksamkeit und zärtliche Worte das Herz der schönen Witwe wieder zu gewinnen; aber er macht seine Besuche zu einer anderen Stunde, um Madame Alfieri nicht im Garten zu finden und jede fernere Berührung mit dem Bisamaffen zu vermeiden.

Endlich finden seine Schwüre, seine Seufzer, seine feurigen Blicke den Weg zu dem Herzen der schönen Witwe, die ihm zu verstehen gibt, daß sie ihn erhören will und ihm erlaubt, sie Abends um eilf Uhr in ihrem Boudoir zu besuchen. Sie gibt ihm einen Schlüssel zum Gitterthor, damit er nicht nöthig habe zu läuten, und damit die Dienstleute nicht erfahren, daß ihre Gebieterin so spät Besuche empfängt.

Mitonneau ist überglücklich, sein Triumph ist gewiß. Er geht nach Hause und die Zeit bis zum Abende widmet er seinem Anzuge; er frisirt, parfümirt, adonisirt sich, denkt an die Reize der Witwe, sowohl an die ihm bereits bekannten, als auch an jene, deren Bekanntschaft er nun bald zu machen hofft. Von Zeit zu Zeit sagt er wohl:

»Ich fürchte, daß sie eifersüchtig ist!« Aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er ihr keinen Anlaß zur Eifersucht geben und folglich nichts von ihrem Zorne zu fürchten haben wird.

Um zehn Uhr hat Mitonneau keine Ruhe mehr, er

macht sich auf den Weg. Er kommt bald zu der Wohnung der Dame seines Herzens; mit dem Schlüssel, den sie ihm gegeben, öffnet er das Gitterthor und tritt in den Garten, von wo er unbemerkt ins Haus zu schlüpfen gedenkt. Aber er ist kaum zwanzig Schritte gegangen, so hört er sprechen. Er versteckt sich schnell in einem Gebüsch und sagt zu sich:

»Es ist meine Schuld, ich bin zu früh gekommen, die Dienstleute schlafen noch nicht. Ich muß warten.«

Die sprechenden Personen kommen an das Gebüsch; aber statt weiter zu gehen, bleiben sie stehen und fahren in ihrem Gespräch fort.

Mitonneau hat die Stimme der Kammerjungfer erkannt, die mit der Köchin plaudert. Er rührt sich nicht, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen; aber er ist den beiden Frauenzimmern so nahe, daß ihm kein Wort ihres Gesprächs entgeht.

»Ja, liebe Marianna,« sagte die Kammerjungfer, »es ist so wie ich sage. Ich kenne Madame sehr gut, ich bin ja nicht seit gestern bei ihr.«

»Wie, Mamsell Ursula, ist es möglich! Madame ist so launenhaft?«

»Ja, es gibt keine flatterhaftere Frau; mit ihrer neuen Liebhaberei wird es eben so gehen wie mit den andern.«

»Aber er ist doch recht hübsch und er sieht klug aus. Madame scheint ihn sehr gerne zu haben.«

»Sie sprechen von mir,« denkt Mitonneau; »Dienstleute haben ein scharfes Auge; sie haben gesehen, daß die Witwe für mich schwärmt.«

»Ja, ja,« antwortet die Zofe; »ich glaube wohl, daß sie ihn in diesem Augenblicke gern hat; aber es wird mit dieser Liebhaberei gehen wie mit den anderen. Und sie hat deren wahrlich genug gehabt — in Venedig, in Marseille, in Frankfurt. Aber wenn ihr Einer nicht mehr gefällt, so ist's bald aus.«

Mitonneau fühlt den kalten Schweiß auf seiner Stirn; die Worte: es ist bald aus! klingen ihm in den Ohren; aber er rührt sich nicht, um das ganze Gespräch zu hören.

»Sie muß aber ein recht hartes Herz haben,« sagt die Köchin. »Mir würde es leid thun. — Und der große Spalatro wird damit beauftragt?«

»Nun ja, die Italiener thun das lachend, es macht ihnen Spaß. Dieser Spalatro hat nicht mehr Gefühl als ein Floh. Auf einen Wink seiner Gebieterin packt er sein Opfer auf den Rücken, trägt es fort und wirft es ins Wasser.«

Mintonneau fühlt seine Knie wanken; er hält sich an einem Zweige um nicht zu fallen.

»O der abscheuliche Mensch!« eifert die Köchin. »Ich konnte diesen Spalatro immer nicht leiden, aber jetzt ist er mir ganz zuwider geworden. So etwas empört mich, Mamsell Ursula; ich habe Gefühl, ich würde keinem Maikäfer weh thun. Ich glaube auch, daß ich nicht lange hier bleiben werde.«

»Bah, Marianne, man hat mit jeder Herrschaft seine Plage. — Aber es wird spät, es ist Zeit zu Bett zu gehen. Gute Nacht!«

Gute Nacht, Mamsell Ursula!«

»Geschwind fort von hier,« sagte Mitonneau zu sich,

als die beiden Frauenzimmer fort waren; »fort aus diesem Hause — oder vielmehr aus dieser Räuberhöhle! — So macht's also die schöne Witwe; sie läßt ihre Liebhaber, wenn sie ihr nicht mehr gefallen, ins Wasser werfen! Es wundert mich nicht mehr, daß sie einen Hercules, einen riesenhaften Lazzarone, in Dienst genommen hat. — Aber mich soll er nicht auf seinem Rücken forttragen — deshalb mache ich mich geschwind aus dem Staube.«

Und unser Galan, dessen Leidenschaft schnell erkaltet ist, eilt zum Gitterthor zurück, schließt es auf und fängt an zu laufen, als ob er verfolgt würde — er glaubt Spalatro auf den Fersen zu haben.

IV.

Die Abreise.

Mitonneau ist ganz außer Athem nach Hause gekommen. Er schließt sich ein, verbarricadirt sich. Acht Tage lang öffnet er seine Thür nicht, ohne daß man sich genannt hat; sechs Wochen setzt er keinen Fuß vor die Thür, denn er fürchtet Spalatro oder Madame Alfieri zu begegnen. Die Letztere, meint er, werde sehr erzürnt sein, daß er von dem bewilligten Stelldichein keinen Gebrauch gemacht, und sie werde sich rächen für die ihrer Eigenliebe und ihren Reizen zugefügte Beleidigung.

Endlich, nach sechs Wochen, wagt sich Mitonneau wieder auf die Straße; aber er geht in entgegengesetzter Richtung von der Wohnung der schönen Witwe, die er jetzt »den Thurm von Nesles« nennt.

Eines Tags bemerkt er diese Dame, die auf ihn zukommt; um ihr auszuweichen, eilt er in einen Kramladen und wirft eine alte Frau um, die eben Traubenmuß gekauft hat und sich an einem Syrupfaß festhält, das sie umwirft und dessen Inhalt sie ganz bedeckt.

Die alte Frau schreit laut unter der Syruplava, die ihr das Ansehen einer Zuckerkandfigur gibt. Mitonneau muß natürlich den Syrup bezahlen und die Alte neu kleiden; aber er ist wenigstens von der gefährlichen Witwe nicht bemerkt worden, und das tröstet ihn über den Geldverlust.

Ein anderes Mal, als er eben über einen Kreuzweg gegangen ist, hört er hinter sich schwere, dröhnende Fußtritte, die immer näher zu kommen scheinen. Er mag sich nicht umsehen, denn er zweifelt nicht, daß ihn Spalatro verfolgt; aber er sieht sich nach einem Versteck um. Endlich bemerkt er ein Kaffeehaus, stürzt in die Thür, in welcher er eine Spiegelscheibe zerbricht, sinkt auf einen Stuhl und stammelt:

»Garçon — ein Glas Wasser!«

Er wirft einen Blick auf die Straße.

»Der Lazzarone verfolgt mich doch überall,« seufzt er.

Der Gefürchtete kommt vorbei; es ist ein Esel, den ein Milchmädchen mit einer Weidenruthe antreibt. Dieses Thier hatte er für Spalatro gehalten.

Aber eines Tages, als unser Hasenfuß um eine Straßenecke biegt, befindet er sich vor dem Spießgesellen des »Neslethurmes«; dieses Mal ist es nicht möglich, ihm auszuweichen. Der Lazzarone sieht ihn an und sagt grinsend:

»Eh! per Dio, ecco il patito!«

Und der Italiener bleibt vor Mitonneau stehen; er greift mit der linken Hand unter seine weite Jacke, als ob er etwas suchte. Mitonneau kehrt um und läuft schnell davon, als ob er Mercurs Flügel an den Fersen gehabt hätte; er stürzt sich mitten unter die Leute, springt über die Tische und Körbe der Höckerweiber und schlüpft unter den Pferden hindurch. Endlich kommt er nach Hause.

»Er wollte mich gewiß erdolchen,« sagt er keuchend; »die Fürchterliche wird es ihm befohlen haben. Er griff unter seine Jacke, um den Dolch hervorzuziehen. — Dieses Mal bin ich ihm noch entwischt; aber werde ich immer so glücklich sein? Nein. Mein Leben verfließt jetzt in beständiger Todesangst; ich zittere, wenn ich ausgehe. Diese in ihrem Stolz gedemüthigte und in ihrer Liebe getäuschte Witwe sinnt auf Rache; denn sie schwärmte für mich. Ihre Rache wird mich unerwartet ereilen — obgleich ich immer darauf gefaßt bin. Mit diesem Damoklesschwert über meinem Haupte kann ich nicht mehr leben. Ich sehe nur Ein Mittel, meine Ruhe wieder zu erlangen; ich muß Montpellier verlassen — wenigstens für einige Zeit. Die Dame Alfieri wird nicht immer hier bleiben, denn sie ist ja gern auf Reisen und hat ein flatterhaftes Naturell. Die Kammerjungfer hat's gesagt und die muß es wissen. — Ich will nach Paris gehen und einige Zeit dort bleiben. Die Eisenbahnen sind weniger zu fürchten, als die Rache der Italienerin. Man macht wenigstens die Reise sehr schnell, und wenn ich einmal in Paris bin, werde ich wieder froh und ruhig; ich unterhalte mich und genieße alle Freuden, die mir durch mein Vermögen und meinen Jung-

gesellenstand geboten werden. Ueberdies werde ich auch Bekannte finden; ich besuche meinen Schulfreund Canardière, der sich vor zwei Jahren, wie er mir geschrieben, häuslich niedergelassen und verheiratet hat. Der fürchtet sich nicht; er würde es eben so gut wie der selige Theseus mit dem Minotaur aufnehmen; er weiß den Degen zu führen und ist ein guter Schütze. Ein famöser Kerl, den man nicht auf den Fuß treten darf. Aber ich bin sein Freund und werde keinen Streit mit ihm bekommen. — Es bleibt also dabei, ich gehe nach Paris.«

Als der Nachbar Mitonneau diesen Entschluß gefaßt hatte, war er zu Madame Desforgeray gegangen.

Man darf sich nicht wundern, daß die alte Dame ihren Enkel einem solchen Hasenfuß anvertraute. Mitonneau stand in dem Rufe eines sehr verständigen Mannes von welchem nie ein Liebesabenteuer bekannt geworden war. Auch sein Abenteuer mit der Witwe Alfieri war nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, denn die Fremde besuchte noch keine Gesellschaften. Die Großmutter Anatol's freut sich, daß ihr Liebling in Paris unter den Augen eines verständigen, gesetzten, vorsichtigen Mannes sein wird, zumal eines Mannes, der den Weibern nicht nachläuft. — Die arglose Dame urtheilt trotz ihres Alters nach dem Schein. — O, man traue doch dem Scheine nicht! »Es ist ein Vorhang, hinter welchem man Alles thun kann, den man aber aufziehen muß,« sagt ein Schriftsteller, dessen Name mir entfallen ist, und er hatte vollkommen Recht.

Der junge Anatol ist auch sehr erfreut, als er erfährt, daß er den Nachbar Mitonneau zum Begleiter haben wird;

denn der Futterhändler lächelt immer, er sieht weder streng noch ernst aus; es ist daher zu vermuthen, daß er sich gern unterhält. Anatol urtheilte richtiger als seine Großmutter.

Der Tag der Abreise ist da; um drei Uhr Nachmittags geht der Eisenbahnzug nach Paris ab. Die Reisenden lassen bereits ihr Gepäck auf den Bahnhof bringen. Anatol hat keine Ruhe, er ist entzückt. Eine Reise nach Paris hält er für das größte Glück, das ein Sterblicher genießen könne. Jeden Augenblick sieht er nach der Uhr und sagt verdrießlich:

»Wie, noch nicht mehr? Das ist nicht möglich, meine Uhr muß zu spät gehen.«

»Ach, lieber Junge, Du gehst so gerne von mir fort!« klagt die Großmutter, und ihr Enkel küßt sie und antwortet:

»O nein, liebe Mama, ich gehe nicht gern von Dir fort, aber ich möchte gern Paris sehen. Nicht wahr, dort wird kein Lotto gespielt?«

»Ich glaube, lieber Anatol, daß dort alle Spiele, selbst die verbotenen, gespielt werden. Aber Herr Mitonneau ist ja bei Dir, und wenn Du seinen Rath befolgst, so wirst Du keine dummen Streiche machen; denn er ist ein musterhafter Mann — ein Mann, der nie vorlaut ist, Niemanden ein hartes Wort sagt. Nicht wahr, Anatol, Du wirst seinen Rath befolgen?«

»Ja, liebe Mama.«

»Hier ist ein Empfehlungsschreiben an Herrn Bouquinard, der hier früher Buchhändler war und sich vor mehreren Jahren in Paris etablirt hat; ein sehr kluger,

erfahrener Mann. Ich weiß nicht, ob er in Paris seinen Buchhandel fortsetzt, er hatte schon hier ein hübsches Vermögen; ich glaube, daß er sich von den Geschäften zurückgezogen hat und von seinen Renten lebt. Du wirst ihn besuchen, er wird Dir sagen, was Du in Paris lesen kannst. Er ist ein sehr gebildeter Mann, dessen Gesellschaft Dir angenehm sein wird. — Nur in einer Angelegenheit mußt Du allein und ohne fremden Rath handeln; ich hoffe, daß dein gesundes Urtheil Dich leiten wird.«

»Was für eine Angelegenheit?«

»Es ist ein Familiengeheimniß, das Du bewahren mußt; denn es ist der Wille meines seligen Schwagers, und überdies ist die Ehre des Namens Desforgeray dabei betheiligt.«

»Es ist also der Auftrag, den Du mir geben wolltest, und von dem Du immer sprichst, ohne mir zu sagen um was es sich handelt.«

»Der Augenblick ist gekommen, lieber Junge, Dir dieses Geheimniß mitzutheilen; denn in Paris hast Du in dieser Sache die nöthigen Schritte zu thun.«

»Laß hören, liebe Mama.«

»Komm in mein Zimmer, Anatol; hier gehen die Dienstleute ab und zu, sie könnten einige Worte auffangen. In meinem Zimmer ist nichts zu fürchten.«

Anatol folgte seiner Großmutter.

»Mein Gott,« denkt er, »was für ein Geheimniß mag das sein, das so große Vorsicht erfordert?«

Als der Enkel mit seiner Großmutter beinahe eine Stunde allein gewesen ist, kommt der Nachbar Mitonneau, um seinen Reisegefährten abzuholen. Er sieht bleich und

verstört aus, weil er Spalatro an einer Straßenecke auf dem Posten zu bemerken glaubte; daher drängt er sehr zur Abreise.

»Nun, wo ist denn mein Reisegefährte Anatol?« fragt Mitonneau, als er in die Wohnung der alten Dame kommt. »Ist er noch nicht fertig! Es schlägt bald drei, und die Eisenbahn wartet nicht.«

»Der junge Herr ist bei seiner Großmutter,« sagt ein alter Diener des Hauses.

»Sagen Sie ihm, daß ich ihn erwarte, daß ich ihn abholen will —«

»Madame hat verboten, sie während ihrer Unterredung mit dem jungen Herrn zu stören.«

»Ei, das fehlte noch! Ich wette, sie ermahnt den jungen Mann, nicht zu spät zu Bett zu gehen, wenn er in Paris ist; sich immer hübsch warm zu kleiden, um keinen Schnupfen zu bekommen, beständig Gerstenzucker in der Tasche zu tragen. — Und um ihm alles dies zu sagen, will sie ungestört sein! Wahrhaftig, die alten Frauen machen sich lächerlich!«

Wenn Frau Desforgeray diese Worte gehört hätte, so würde der Nachbar Mitonneau in ihrer Achtung wahrscheinlich sehr verloren haben; aber dieser hatte sich diese Aeußerung erst erlaubt, als Niemand mehr bei ihm war. Er war noch ganz erschrocken, er dachte:

»Wenn Spalatro mich zum Bahnhof gehen sieht, so wird er erfahren, daß ich nach Paris reise, und wer weiß, ob die rachsüchtige Witwe ihm nicht befehlen wird, mir nachzureisen und mich dort aufzusuchen.«

Die Ankunft der Großmama und ihres Enkels be-

schwichtigt die Ungeduld des Reisenden. Anatol sieht ganz betroffen aus, wie Einer, der etwas Ueberraschendes erfahren oder etwas nicht verstanden hat. Aber als er Mitonneau bemerkt, denkt er nur noch an seine Abreise.

»Da bin ich,« sagt er und faßt den Nachbar bei der Hand. »Sie haben mich wohl schon erwartet — wir wollen sogleich aufbrechen —«

»Ja wohl, wir müssen fort, um rechtzeitig auf dem Bahnhofe zu sein.«

»Ich bin bereit.«

»Er sagt, daß er bereit sei, und er hat noch nicht einmal seinen Ueberrock angezogen. Wie unbesonnen! In dem Wetter. Es schneit —«

»Wenn wir im Waggon sitzen, liebe Nachbarin, wird es uns sehr gleichgiltig sein.«

»Ach, ich bedauere wirklich, daß Sie im Winter nach Paris reisen. Ich hatte nicht daran gedacht.«

»Im Gegentheil, liebe Mama, es ist ja die beste Jahreszeit, es ist jetzt der Carneval mit seinen Maskenzügen und Bällen —«

»Was ist das, Anatol! Ich hoffe doch, daß Du nicht auf den Maskenball gehen wirst? Nicht wahr, Herr Mitonneau, das werden Sie nicht zugeben?«

»Seien Sie nur ruhig, liebe Nachbarin, wir werden hübsch am Fenster bleiben und die Masken vorüberziehen lassen; mehr werden wir uns im Carneval nicht erlauben.«

»Das lasse ich mir gefallen.«

»Jetzt kommen Sie, Herr Mitonneau.«

»Anatol, noch einen Kuß; — Du wirst mir doch recht oft schreiben?«

»Ja, liebe Mama.«

»Und wenn Du in der bewußten Sache etwas entdeckt hast, so setze mich sogleich davon in Kenntniß.«

»Ja, liebe Mama.«

»Erkälte Dich nicht — lege deinen Nasenwärmer um.«

»Ja, liebe Mama.«

»Ich habe Eibischteig in deinen Paletot gesteckt. — Herr Mitonneau, haben Sie ein wachsames Auge auf meinen Enkel. Sie müssen für ihn bürgen. — Ach, Anatol, vergiß nicht Herrn Bouquinard zu besuchen —«

Aber schon waren die beiden Reisenden zu weit entfernt, um zu antworten, und Mitonneau ging so schnell, daß sein Begleiter sich in Sturmschritt setzen mußte, um ihm zu folgen. So kommen sie glücklich, ohne Spalatro zu begegnen, auf den Bahnhof.

V.

Im Waggon.

»Endlich sind wir da,« sagte Mitonneau, als er mit seinem Reisegefährten in einem Waggon zweiter Classe Platz genommen hat. »Ich glaubte, der Weg würde kein Ende nehmen.«

»Wir sind aber doch schnell genug gegangen,« antwortete Anatol; »mir ging fast der Athem aus. Sie sind für Ihr Alter noch sehr flink auf den Füßen.«

Der Zusatz: »Für Ihr Alter,« gefällt Herrn Mitonneau gar nicht; er erwiedert:

»Lieber Freund, ich bin vierundvierzig Jahre alt.

In diesem Alter ist ein Mann noch so flink auf den Füßen wie mit neunzehn Jahren. Für die Zukunft merken Sie sich, daß man in Paris nie vom Alter spricht; das ist unschicklich.«

»Das ist sonderbar! Zu Hause sprach die Großmama sehr oft davon; sie pflegte zu sagen: Ich bin sehr alt, aber Du bist sehr jung; suche so vernünftig zu sein, als ob Du dreißig Jahre alt wärest, als ob Du, wie Herr Mitonneau, bereits in reiferen Jahren wärest —«

»Genug, hören Sie auf! Wir haben ja Montpellier nicht verlassen, um beständig von Ihrer Großmutter zu sprechen. Wir wollen lieber unsere Reisegefährten mustern.«

Mitonneau hat einen Eckplatz eingenommen; Anatol sitzt neben ihm. Auf der andern Seite des jungen Desforgeray saß ein alter Herr mit einer grünen Brille, elegant gekleidet, aber abstoßend und impertinent in Blick und Miene, und überdies fast beständig hustend, so daß seine Nachbarn dadurch belästigt wurden. Auf diesen Herrn folgte eine Dame von mittleren Jahren, die sich so tief in Pelzwerk gehüllt hatte, daß man nur ihre Nasenspitze sah. Ueber einem mit Fuchspelz verbrämten Mantel trug sie eine weiße, schwarzgefleckte Palatine; ihr Kopf steckte in einem Sammthut mit Schwanenbesatz, ihre Hände in einem ungeheuren Muff, ihre Füße in einem mit Bärenfell ausgeschlagenen Sack. Trotz dieser Pelzwälle jammerte die Dame unaufhörlich:

»Mein Gott, wie kalt ist es! Wie fatal, im Winter reisen zu müssen! — Meine Herren, schließen Sie alle Fenster; lassen Sie den Wind nicht in unsern Waggon dringen! Wir würden Alle den Schnupfen bekommen — ich habe ihn schon.«

Die fünfte Person, welche den andern Eckplatz einnahm, war eine Art Pächtersfrau, die zwei Minuten, nachdem sie eingestiegen war, schon laut schnarchte.

Die Plätze gegenüber waren ebenfalls besetzt. Vor Mitonneau saß ein großer Bengel mit einem ganz nichtssagenden Gesichte, in welchem sich nur die ungebührlich lange Nase hervorthat. Neben dieser langen Nase saß eine recht hübsche, lebhafte junge Frau, die sehr leicht lachte und sehr einfach gekleidet war.

An der Seite dieser jungen Dame saß ein Mann, der an seinem auffallenden Anzuge, an Sprache und Manieren, und zumal an seinem vorlauten Wesen leicht als ein fahrender dramatischer Künstler zu erkennen war. Er wußte sich immer des Gesprächs zu bemächtigen und dasselbe unterhaltend zu machen. Er war groß, etwas mager, aber ziemlich hübsch. Im Gegensatze zu der ihm gegenübersitzenden pelzbeladenen Dame trug der Kunstjünger nur einen sehr kurzen, bis an das schwarze Halstuch zugeknöpften Paletot, den man für einen Jagdrock hätte halten können. Seine Beinkleider waren aus einem weiß und schwarz carrirten Baumwollstoff, den man im Frühjahre, zuweilen auch wohl im Sommer bei schlechtem Wetter trägt; dazu lackirte Schuhe und rothe Strümpfe. Diese sollten den Obertheil der lackirten Stiefel darstellen, deren Schäfte gemeiniglich von rothem Leder sind. Auf dem Kopfe trug er einen kleinen niedrigen Hut, der nöthigenfalls wie eine Serviette aufgerollt und in jede beliebige Form gedrückt werden konnte.

Wenn man nicht begreifen konnte, wie die ihm gegenüber sitzende Dame unter ihrer Last von Pelzwerk nicht

erstickte, so konnte man diesen Herrn kaum ohne zu frösteln ansehen.

Nach dem Künstler kam ein Mann mit einem sehr dichten pechschwarzen Vollbarte. Da er dazu eine Mütze mit Ohrklappen und sehr langem Schirm trug, so bemerkte man von seinem Gesichte nur die Augen und die Nasenspitze: die Augen waren gräulichblau, die Nase roth.

In der letzten Ecke endlich saß eine wohlgekleidete Dame von mittlerer Größe, deren Alter und Gesichtszüge aber schwer zu erkennen waren; denn sie trug einen Amazonenhut, wie einst die Reiterinnen in der Zeit Ludwigs XIV; der Rand dieses Hutes war sehr breit und würde das Gesicht der Dame nicht verhüllt haben, wenn sie über dem Hute nicht einen mit Stickerei überladenen großen Schleier getragen hätte. Dadurch bekam der Hut große Aehnlichkeit mit jenen fransenumwallten Sonnenschirmen, welche die Damen zuweilen tragen. Dieser im Wagen höchst unbequeme Hut nöthigte die Dame beständig gerade zu sitzen, und machte ihr das Anlehnen unmöglich. Auch ihr Nachbar, der bärtige Herr, wurde durch den breiten Hutrand sehr belästigt.

Nach der Abfahrt pflegen die in einem Waggon sitzenden Personen einander schweigend zu mustern. Man sucht wenigstens annähernd zu errathen, mit wem man die Reise macht.

Anatol, als Reisender ein Neuling, widmete der Landschaft, welche zu fliehen schien, und den Bäumen und Häusern, welche wie Bilder einer Laterna magica verschwanden, größere Aufmerksamkeit, als seinen Mitreisenden. Er bemerkte indeß gar bald, daß sein Gegenüber

eine sehr hübsche junge Dame war, daß sie kichernd mit der langen Nase flüsterte, ihn dabei aber gelegentlich mit freundlichem Lächeln ansah und dabei blendend weiße Zähne zeigte. Es entging ihm nicht, daß sich in ihren Wangen allerliebste Grübchen bildeten und daß ihre Augen wie echte Diamanten funkelten. Er fand auch, daß sein Nachbar zur Rechten einen für die Mitreisenden sehr unangenehmen Husten hatte, weil er beim Husten nieste und beim Niesen einen gar lästigen Regen um sich verbreitete.

Nachdem Mitonneau seine Reisegesellschafter verstohlen gemustert hatte, fühlte er einen geheimen Schrecken, als er die verschleierte Dame mit dem sonnenschirmförmigen Hute betrachtete.

»Sollte es Madame Alfieri sein?« dachte er. »Vielleicht hat sie mich beobachten lassen und will mir nach Paris folgen.«

Der ziemlich schlanke Wuchs der Reisenden hatte indeß gar keine Aehnlichkeit mit den üppigen Formen der gefürchteten Witwe, und so beruhigte sich der Hasenfuß mit der wohlbegründeten Vermuthung, daß die Italienerin in der kurzen Zeit nicht so schlank habe werden können.

Mitonneau bemerkt auch das liebliche Gesicht, die Lebhaftigkeit und die feurigen Augen der jungen Dame, die ihm gegenüber sitzt. Aber sie hat einen Herrn bei sich, und dieser Umstand genügt, unsern Liebhaber des schönen Geschlechtes zur Vorsicht zu ermahnen. Und als ihm sein junger Reisegefährte zuflüstert: »Die vor mir sitzende Dame ist sehr hübsch,« antwortet ihm Mitonneau:

»Ja, sie ist sehr hübsch; aber Sie müssen sie nicht zu viel ansehen.«

»Warum nicht?«

»Weil sie einen Herrn bei sich hat. Es ist vielleicht ihr Mann, ihr Bruder, ihr Vetter oder ein Hausfreund.«

»Nun, was würde daranliegen?«

»Sie müssen wissen, mein junger Freund, daß die Verwandten oder Freunde zuweilen es sehr übel nehmen, wenn man eine in ihrer Gesellschaft befindliche hübsche Frau zu oft ansieht. Und Streitigkeiten muß man vermeiden.«

»O, ich bin zu vergnügt, als daß ich Streit anfangen möchte. Welche Lust, nach Paris zu reisen!«

Bei diesen Worten hüpfte Anatol vor Freude auf seinem Sitze. Der neben ihm sitzende hustende und niesende Herr sagt murrend:

»Können Sie denn nicht ruhig sitzen, mein Herr? Wenn Sie es im Waggon nicht aushalten können, hätten Sie gar nicht einsteigen sollen.«

Der junge Reisende ist ganz verblüfft und Mitonneau flüstert ihm zu:

»Sie sehen, daß Sie nicht vernünftig sind; Sie kommen schon in Streit. Wenn man mit Fremden im Waggon sitzt, muß man sich ganz ruhig verhalten.«

»Das fehlte noch! Ich soll mich nicht rühren? Es ist eine lächerliche Zumuthung von dem Herrn.«

»Das ist möglich; aber es gibt viele lächerliche Leute — Sie müssen sich daran gewöhnen.«

»Gibt's in Paris auch solche Leute?«

»Noch weit mehr als anderswo; aber man bemerkt sie nicht so leicht. Thun Sie mir den Gefallen, nicht so zu hüpfen.«

Anatol verhält sich ruhiger; aber er bemerkt, daß sein reizendes Gegenüber ebenfalls unruhig wird.

»Ich glaube,« sagt das niedliche Dämchen, »daß ich Ameisen in den Beinen habe; ich kann nicht still sitzen.«

Der Herr mit der langen Nase antwortet ihr:

»Es wird hübsch sein, wenn Du bis nach Paris Ameisen hast.«

»O, Du weißt, daß es mir sehr gleichgiltig ist, ob es Dir mißfällt. Ein Mann, der einen Eckplatz im Waggon einnimmt, statt ihn seiner Frau zu geben, ist sehr unartig. Deine Nase sollte darob erröthen!«

»Fängst Du schon wieder an, mich mit meiner Nase zu foppen! Du weißt wohl, daß ich den Eckplatz eingenommen habe, weil ich einen Schmerz im rechten Arme habe. Es ist mein Rheumatismus, und ich will meinen Arm gegen die Nachbarn schützen, die aus Versehen daranstoßen könnten.«

»O, die Geschichte deines Armes kenne ich! Du hast den Eckplatz eingenommen, um bequemer zu sitzen. Und wenn wir mit einer dritten Person in der Kutsche fahren, so nimmst Du immer einen Platz auf dem Rücksitze in Anspruch. Thust Du dies auch wegen deines Armes?«

»Nein, es wird mir übel, wenn ich rückwärts fahre.«

»Du armer Tropf thust mir leid. Wenn Du alt wirst, mußt Du Dich wahrscheinlich tragen lassen.«

»Nun ja, wenn ich Gicht in den Füßen habe.«

»Sei nur ruhig, ich werde einen Schiebkarren kaufen und Dich von einem kleinen Savoyarden fahren lassen. Ein dreißigjähriger Invalide! Du hättest mir's wenigstens vor der Hochzeit sagen sollen. Aber Du warst schlau; denn

hätte ich gewußt, daß Du an rheumatischen Schmerzen leidest und vom Kopfe bis zu den Füßen in Flanell gehüllt bist, würde ich Dich nicht genommen haben.«

»Adele, bist Du fertig? Ich bekomme Nervenzucken!«

»Kneife Dich in die Nase, und es wird vergehen.«

Dieses zärtliche Gespräch wurde ziemlich leise geführt; aber da das Ehepaar vor Mitonneau saß, so fing er einige Bruchstücke davon auf und erfuhr, daß es Eheleute waren.

Der Künstler nimmt zuerst das Wort und spricht zu der ganzen Gesellschaft:

»Man mag doch sagen was man will, Montpellier ist eine sehr hübsche Stadt. Der Peyrou ist eine wunderschöne Promenade, die eine herrliche Aussicht bietet: man sieht malerische Ruinen, sogar das Meer, wenn kein Nebel ist. Es ist merkwürdig, was ich bei den Wasserleitungen entdeckt habe.«

»Er hätte vor Allem einen guten Paletot entdecken und über sein Jagdröckchen ziehen sollen!« murrte der junge Ehemann mit den rheumatischen Schmerzen und sieht seine Frau an, während diese Anatol ansieht, der durch das Wagenfenster schaut.

»Aber das Theater! Aufrichtig gesagt, ich bin nicht zufrieden damit. Der Saal ist recht hübsch, aber die Truppe ist mangelhaft. Das Orchester ist nicht zahlreich genug. In Toulouse hatten wir ein besseres Theater.«

»Mein Herr,« sagte die bepelzte Dame, »wenn ich nicht irre, habe ich Sie in Pézenas spielen gesehen?«

»Ja, Madame, ich habe dort — zum Besten der Armen einige Vorstellungen gegeben.«

»Aber dort war Ihre Truppe sehr unvollständig.

Sie setzten fünf Namen von Schauspielerinnen auf den Zettel, aber in der Wirklichkeit hatten Sie nur zwei. — Die eine war sehr häßlich und die andere schon ziemlich bei Jahren. Jede dieser Damen spielte zwei verschiedene Rollen, aber es war immer eine und dieselbe Schauspielerin. Den ersten Tag ging es noch an, man glaubte sich zu irren; aber das zweite Mal ließ sich das Publicum durch Ihren Anschlagzettel nicht mehr täuschen; Sie werden sich erinnern, daß man die angeschlagenen fünf Damen sehr ungestüm verlangte.«

»Das ist wahr, ich erinnere mich sehr gut; denn ich hatte ja den Theaterzettel zu machen. Ich sagte dem Publicum, daß drei unserer Colleginnen plötzlich unpäßlich geworden und die beiden anderen Damen die Güte gehabt hätten, mehrere Rollen zu übernehmen; dergleichen komme in Paris vor und werde vom Publicum nicht bemerkt. Meine Erklärung hatte den vollständigsten Erfolg; man applaudirte rasend.«

»Es schien mir aber, daß man Ihnen auch einige faule Aepfel zuwarf.«

»Gott bewahre, es waren Orangen.«

»Aber nach jener Vorstellung verließen Sie mit der ganzen Truppe schleunigst die Stadt.«

»Das geschah nicht wegen dieser Sache. Wir haben außerordentlich, enorm gefallen. Man war vielmehr sehr erfreut, uns in Pézenas zu besitzen.«

»Allein das Theater war leer, wenn gespielt wurde.«

»Das ist wahr. Aber wir erfuhren bald, woher das kam. Denken Sie sich, das Theater in Pézenas hat ein Echo — ein ganz wunderbares Echo, welches sich gerade

auf der Bühne befindet und draußen gehört wird. So zum Beispiel, wenn ich mit meiner prachtvollen Baritonstimme in der »Favorite« meine Arie sang: »Für so viel Liebe seid nicht undankbar,« so hörte man im Saale fast gar nichts, die hinter dem Theater spazierenden Personen hingegen hörten es sehr gut. Daher kam es, daß wir bei Opernvorstellungen die Zuhörer nicht im Saale, sondern hinter der Bühne hatten. Alle Leute gingen spazieren, um uns zu hören, denn das verwünschte Echo trug alle Töne nach außen hin. Da aber diese Zuhörer nicht bezahlten, so mußten wir abreisen und ein Theater ohne Echo aufsuchen.«

»Gehören Sie nicht mehr zu dieser Truppe?«

»Nein, Madame, ich mußte austreten, ich bin auf höheren Befehl nach Paris berufen worden. Ich werde dort in den Partien eines Dupré, Barroilhet und Levasseur debütiren —«

»Aber mich dünkt,« unterbrach die Dame, »daß der erste der von Ihnen genannten Künstler ein Tenorist, der zweite ein Baritonist und der dritte ein Bassist war.«

»Ja wohl, Madame; allein das genirt mich nicht. Ich habe ein Stimmregister, das sehr leicht von einer Partie in eine andere übergeht. Ich singe alles, was man will, nöthigenfalls sogar Vaudeville.«

»Und Sie gehen zur großen Oper in Paris?«

»Ja, Madame. Allerdings werde ich in der großen Oper singen; aber um nicht so viele Neider und Feinde zu bekommen, werde ich zuerst im Theater Déjazet debütiren — von da zur großen Oper ist nur ein Schritt.«

Der Künstler wird durch den vollbärtigen Herrn unterbrochen.

»Es ist hier zu warm. Es muß Luft eingelassen werden. — Zehn Personen in einem so kleinen Raume, das ist sehr ungesund. Es muß ein Fenster aufgemacht werden.«

»Was fällt Ihnen ein, mein Herr,« entgegnete die bepelzte Dame. »In dieser Kälte wollen Sie ein Fenster aufmachen lassen? Wollen Sie denn erfrieren?«

»Madame, ich will lieber frieren, als in einer verdorbenen Luft sein.«

»Und warum sollen wir in einer verdorbenen Luft sein?«

»Madame, es sind zehn Personen im Coupé, und jede derselben hat ihren Geruch.«

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr? Ich habe keinen Geruch, das kann ich versichern.«

»Das bilden Sie sich ein. Man riecht immer nach etwas. Wenn Sie nicht wollen, daß hier aufgemacht werde, so werden die Herren dort auf ihrer Seite öffnen.«

»Ja, ja, sehr gerne,« sagte Mitonneau sehr zuvorkommend gegen den Herrn mit dem Sapeurbarte. Und sogleich läßt er das an seiner Seite befindliche Fenster herab.

»Entsetzlich, wir werden Alle krank! — Nicht wahr, mein Herr, es friert Sie? Gewiß, es muß Sie furchtbar frieren.«

Diese Frage gilt dem Künstler. Dieser aber benützte die Gelegenheit, sich an der frostigen Dame zu rächen für die Behauptung, er sei zu Pézenas mit faulen Aepfeln geworfen worden. Er erwiedert sehr munter:

»Mich soll frieren? Sie irren sich, Madame, mich friert nie. Es ist mir im Gegentheil immer zu warm, und deshalb kleide ich mich leicht. — Es hing ja nur von mir ab, einen Mantel oder Paletot überzuziehen. Ich habe vier Stück in meinen Koffern. Aber ich hütete mich wohl, einen Mantel mit in den Waggon zu nehmen; ich dachte: Es wird mir zu warm werden, und meine Nachbarn oder Nachbarinnen belästigen. Nicht wahr, schöne Dame, ich habe recht gethan?«

Der Künstler hat seine Tirade mit einem Anklange aus der »Weißen Frau« beendet und sieht seine Nachbarin zur Seite an. Diese antwortet:

»Auf Reisen, meine ich, muß man sich's bequem machen und nach Gefallen handeln, ohne sich um Andere zu kümmern.«

Der Herr mit der grünen Brille will inzwischen das offene Fenster benützen, um recht herzhaft zu husten und dann auszuspeien; aber da er in der Mitte der Bank sitzt, so bleibt ein Theil dessen, was er hinaussendet, auf dem Wege von seinem Munde zum Fenster zurück.

Aufangs läßt man sich's stillschweigend gefallen; endlich aber murrt Anatol, der nächste Nachbar des Hustenden:

»Wird das kein Ende nehmen? Wird der Herr noch lange so speien?«

Mitonneau stößt seinen jungen Reisegefährten an und flüstert ihm zu:

»Still, Anatol! Auf Reisen muß man sich tausend kleine Unannehmlichkeiten gefallen lassen.«

»Das können Sie wohl sagen, Sie sind durch mich

geschützt. — Fürwahr ein sehr unangenehmer Nachbar! Der anmaßende Mensch beklagte sich, weil ich nicht ruhig saß. Aber ich habe wenigstens Niemanden beschmutzt.«

Anatol sagte indeß nichts mehr; er zog sich zurück, wenn er sah, daß sein Nachbar im Begriffe war auszuspeien. Aber plötzlich rief der Mann der jungen Frau zornig:

»Tausendsapperment, jetzt ist genug, mein Herr! Lassen Sie das — es ist unausstehlich.«

»Was haben Sie denn zu schreien?«

»Sie haben mich auf die Nase gespuckt, und ich verbitte mir das.«

»Mein Gott! Wer eine so lange Nase hat, wie Sie, sollte ein Futteral darüberziehen, damit sie keinen Schaden leide.«

»Mein Herr, Sie werden anzüglich! Sie werden meine Nase gefälligst respectiren, sonst haben Sie es mit mir zu thun.«

»O, schon Drohungen! — Das berührt mich nicht.«

»Aber Sie berühren mich mehr, als mir lieb ist.«

»Wenn Sie sich mit Ihrer Nase schlagen, so sind Sie gegen mich zu sehr im Vortheile.«

»Nein, mein Herr, mit meiner Nase schlage ich mich nicht. Ich habe überdies keine Lust, Sie zu riechen.«

Der hüstelnde Herr wollte antworten, er schien sehr erzürnt, und der Streit drohte ernsthaft zu werden, als der Zug anhielt. Man war in Avignon.

VI.

Das Buffet zu Avignon.

Alle Personen, die auf dieser Eisenbahn gefahren sind, werden sich dieser Station gewiß mit Vergnügen erinnern. Denn das Buffet zu Avignon ist mit einer großen Auswahl zum Theile sehr leckerer Erfrischungen reichlich besetzt, und die Reisenden werden vortrefflich bedient.

Da zu Avignon einige Zeit angehalten wird, so haben die Reisenden Zeit auszusteigen, und dem Buffet einen angenehmen Besuch abzustatten. Einige gehen vielleicht lieber auf die Brücke, um zu sehen, ob man dort »einen Rundtanz« aufführt; aber die Mehrzahl dürfte es wohl nicht sein.

Alle Personen, welche mit unseren beiden Reisenden in einem Coupé saßen, sind zu Avignon ausgestiegen, und alle begeben sich zum Buffet. Sogar die Bäuerin ist erwacht und erhebt sich aus ihrer Ecke.

»Hier gibt's etwas zu essen?« sagt sie freudig überrascht. »Das ist ja schön! Ich werde mir die Arleser Würste schmecken lassen.«

»Sie will Würste essen!« sagt der Künstler, die Achsel zuckend. »Die Einfalt vom Lande weiß es nicht besser. Die Arleser Würste sind sehr schätzbar, ich läugne es nicht; aber wenn man unter so vielen Leckerbissen die Auswahl hat, so ißt man keine Würste. Und ich weiß, was hier am besten ist.«

Anatol hat großen Hunger, weil er Morgens in seiner Herzensfreude wenig gefrühstückt hat. Er sagt zu dem so leicht gekleideten Künstler, der mit ihm in das Eßzimmer tritt:

»Mein Herr, da Sie wissen, was hier am besten ist, so haben Sie wohl die Güte, es uns zu sagen. Denn ich habe guten Appetit und keine Lust, mich mit Wurst zu begnügen. — Nicht wahr, Herr Mitonneau, wir müssen uns restauriren?«

»Allerdings, wir müssen hier essen, da auf den kommenden Stationen nicht lange angehalten wird.«

»Meine Herren,« sagt der Künstler, der die Reisenden grüßt, als ob er einen Marquis spielte, »ich werde Ihnen nicht blos anzeigen, was gut ist, ich werde mit Ihnen davon essen. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so werden wir an einem Tische essen; wir werden dann besser bedient, und ich kann Ihnen versprechen, daß ich nur die besten Speisen bestellen werde.«

»O, mit Vergnügen, es ist uns sehr angenehm — nicht wahr, Herr Mitonneau?«

Der Reisegefährte Anatols betrachtete eben die Dame mit dem sonnenschirmförmigen Hute, die hinter ihm ausgestiegen war. Er war noch nicht fest überzeugt, ob es nicht die gefährliche Witwe sei; aber endlich schlägt die Dame ihren Schleier zurück und zeigt ein wahres Kosakengesicht: platte Nase, dicke Lippen, gewaltig großen Mund, kleine röthliche Augen. Man findet es nun begreiflich, warum diese Dame beständig verschleiert ist.

Unser Hasenfuß fühlt sich erleichtert und wendet sich wieder ganz erfreut zu Anatol, der mit dem Baritonisten,

respective Tenoristen und Bassisten, an einem Tische Platz genommen hat. Der Künstler hat bereits eine Pastete, Geflügel mit Trüffeln, Humersalat und eine Flasche Château-Margot bestellt.

»Nehmen Sie doch Platz, lieber Herr Mitonneau,« ruft ihm der Künstler zu, denn er hat sich den von Anatol genannten Namen sogleich gemerkt, und behandelt die beiden Reisenden wie alte Bekannte.

»Wir erwarten Sie, um einzuhauen. Es ist keine Zeit zu verlieren; wenn man auf der Eisenbahn reist, ist jede Minute kostbar.«

Mitonneau setzt sich neben diesen Herrn, der wirklich keine Zeit verliert, denn er hat sich schon zweimal von der Pastete genommen und schenkt sich rasch nach einander mehrere Gläser Bordeaux ein. Während er trinkt, sagt er mit Behagen: »Dieser Wein berauscht nicht, er trinkt sich wie Molken.«

»Dieser Herr ist so freundlich, mit uns zu essen,« sagt Anatol, »um uns zu zeigen, was am besten hier ist.«

»Sehr gütig von Herrn — darf ich bitten, mir Ihren werthen Namen zu sagen?«

»Wie, ich habe Ihnen meinen Namen noch nicht gesagt?«

»Ich glaube nicht.«

»Auf jeden Fall werden Sie ihn in der Kunstwelt erfahren; mein Name ist berühmt in allen Städten, wo man singt und das Theater und schöne Stimmen liebt. Ich bin Blondel, der berühmte Blondel!«

Mitonneau getraut sich nicht zu antworten, daß er nie von dem berühmten Blondel gehört hat. Aber Anatol,

der noch die ganze Offenherzigkeit eines Neulings hat, erwiedert:

»Ich erinnere mich, in »Richard Löwenherz«, der zu Montpellier gespielt wird, einen Blondel gesehen zu haben. Ist er ein Verwandter von Ihnen?«

»Ich weiß nicht, ich kann's nicht behaupten; es ist indeß wohl möglich, daß ich von dem gefeierten Troubadour abstamme. — Ach, wenn Sie mich singen hörten: »Ein glühend Fieber!« Sie würden eine Gänsehaut bekommen.«

»Ich danke — dann will ich's nicht hören.«

»Es ist nur eine Redensart. Ich meine, Sie würden entzückt, bezaubert, begeistert werden. Aber ich hoffe, daß Sie mich in Paris spielen sehen werden.«

»O ja, mit Vergnügen. Nicht wahr, Herr Mitonneau, wir werden Herrn Blondel spielen sehen?«

Mitonneau sucht vergebens ein Stück Geflügel, von welchem der Künstler nichts auf der Schüssel gelassen hat, nimmt ein Stück Pastete und antwortet:

»Ja wohl, wir werden Herrn Blondel spielen sehen. In welchem Theater werden Sie auftreten?«

»Ich glaube, daß ich sofort in der Oper debutiren werde. Falsche Bescheidenheit ist bei mir nicht am rechten Orte; mein Ruf hat mir einen Platz in dem ersten Kunstinstitute angewiesen, warum sollte ich ihn nicht einnehmen?«

»Wenn Sie einen angewiesenen Platz haben, so sollten Sie ihn allerdings einnehmen.«

»Trinken Sie, meine Herren. Wie finden Sie diesen Wein?«

»Sehr gut.«

»Nehmen wir von diesem Mandelkuchen, von dieser Reistorte — nicht wahr, es ist sehr gut zubereitet?«

»Ja, sehr delicat,« antwortet Anatol, der von dem Kuchen nimmt.

»Sehen Sie wohl, mit einem Führer wie ich kommen Sie nie in Gefahr, schlecht zu speisen, und auf Reisen wird man oft schlecht bedient, denn der Wirth sucht immer das Alte und Schlechte an den Mann zu bringen. Blondel wird immer gut bedient, denn ich bin überall bekannt.«

»Sie reisen wohl oft?«

»Ich bin immer auf Reisen. Wie kann ich anders? Kaum habe ich meine Vorstellungen in einer Stadt begonnen, so spielt der Telegraph, um meine Stücke anzuzeigen — und auf der Stelle verlangt man mich anderswo — man macht mir glänzende Anträge, die ich nicht ausschlagen kann.«

Mitonneau ärgert sich, kein Geflügel bekommen zu haben, setzt übrigens in die Worte des Künstlers weniger Vertrauen, als sein junger Reisegefährte, denn er findet, daß er für einen glänzend bezahlten Sänger einen armseligen Paletot trägt.

»Sie haben indeß, wie ich glaube, nie in Montpellier gespielt, Herr Blondel,« erwiedert er; »schöne Stimmen werden doch dort sehr geschätzt.«

»Trinken Sie doch, lieber Mitonneau — auf Ihre Gesundheit. — Ich sollte dort spielen; aber ich hatte nicht Zeit, mich aufzuhalten. Als ich debutiren wollte, brachte der Telegraph die ewigen verwünschten Worte: »Man erwartet Blondel in Paris,« — ich mußte abreisen

— Trinken Sie doch, Anatol — nicht wahr, so heißen Sie, junger Freund?«

»Ja, Anatol Desforgeray.«

»Sie sehen, daß ich kein Freund von Complimenten bin. Große Talente kennen solche Kindereien nicht. — Ein Stück Roquefortkäse, um dem Wein mehr Geschmack abzugewinnen. Wie wär's, wenn wir eine Flasche Champagner riskirten? Er ist hier köstlich. Was sagen Sie dazu, lieber Mitonneau?«

Der Futterhändler ist über den vertraulichen Ton des berühmten Blondel ganz verblüfft; er zögert mit der Antwort, aber Anatol nimmt für ihn das Wort:

»Ja, eine Flasche Champagner! — Bei meiner Großmutter habe ich nie Champagner getrunken, weil sie behauptete, wer Champagner getrunken, mache immer dumme Streiche. Aber er schmeckt köstlich; ich habe zuweilen ein Glas bekommen, wenn wir außer dem Hause speisten.«

»Er ist köstlich, der liebe Anatol mit seiner Großmama. — Kellner, eine Flasche Champagner! Von dem besten und geschwind!«

»Wir haben keine Zeit, die ganze Flasche zu trinken,« sagt Mitonneau, nach der Uhr sehend; »wir haben nur noch fünf Minuten —«

»Ha, ha! mein guter Mitonneau, wir sollten in fünf Minuten eine Flasche Champagner nicht ausstechen können? Ich allein trinke drei Flaschen in weniger Zeit. Wollen Sie wetten?«

»Nein, nein, ich glaube Ihnen. Freilich, wenn Sie

mit dem Champagner so schnell fertig werden, wie mit dem Geflügel —«

»O, noch schneller, Freundchen. — Hören Sie. Da wir uns so gut verstehen und Ihnen meine Gesellschaft zugleich nützlich und angenehm ist, so wollen wir auf den folgenden Stationen gemeinschaftlich speisen. Nicht wahr, es bleibt bei der Abrede?«

»Sehr gern, Herr Blondel —«

»Pfui, unter Freunden soll man sich nicht mit Herr tituliren. Man sagt: Ja, Blondel, ich bin deiner Meinung.«

»Ich weiß wirklich nicht, ob ich mir die Freiheit —«

»Ich sage Dir, lieber Anatol, daß ich es verlange. — Auf deine Gesundheit! — Da ist die Flasche schon leer, und der Andere meinte, wir würden nicht Zeit haben sie auszustechen. Da bist Du Lügen gestraft, Alter!«

Bei diesen Worten schlägt der berühmte Blondel seinen Nachbar Mitonneau vertraulich auf die Schulter und steht auf, weil er sieht, daß der Augenblick des Bezahlens gekommen ist.

»Der Herr dutzt uns!« sagt Anatol zu seinem Reisegefährten. »Ist das etwa Sitte? Dutzt man sich in Paris, wenn man zum ersten Male mit einander spricht?«

»Ich glaube nicht. Und ich finde, daß er einen sonderbaren Ton hat. Er nannte mich Alter — und ich finde das unhöflich und ungereimt, einen Mann von vierundvierzig Jahren Alter zu nennen.«

Der Kellner bringt die Rechnung, die sich auf neunundzwanzig Francs fünfzig Centimes beläuft.

»Mit dem Trinkgelde für den Kellner kommen zehn

Francs auf die Person,« sagt Mitonneau. »Der Tausend, lange dürfen wir's nicht so treiben, die Großmama würde uns den Text lesen. Merken Sie wohl, lieber Anatol, man muß nicht den Rath des Ersten Besten befolgen.«

»Meine Herren, beeilen Sie sich, es ist Zeit einzusteigen.«

»Wo ist denn Blondel, um seinen Antheil zu bezahlen? Ich sehe ihn nicht mehr. — Kellner, rufen Sie doch den berühmten Blondel, Sie müssen ihn kennen.«

»Nein, ich kenne ihn nicht. Bezahlen Sie geschwind, es wird eingestiegen.«

»Herr Mitonneau, bezahlen Sie für den Herrn, er wird es Ihnen wieder geben. — Geschwind, geschwind!«

Mitonneau muß Alles bezahlen, er thut es murrend:

»Wenn's auf jeder Station so geht, will ich die Gesellschaft des berühmten Blondel gern entbehren.«

VII.

Ich habe ihn! — Reisefatalitäten.

Als Mitonneau an den Waggon kommt, findet er auf seinem Platze den Herrn mit der grünen Brille. Dieser rückt nicht weiter.

»Entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe diesen Platz gehabt,« sagt Mitonneau sehr höflich und seinen Hut abnehmend.

Der alte Speier sieht ihn grimmig an und antwortet, ohne sich von der Stelle zu rühren:

»Nun, was kümmert mich das? Sie hatten den Platz vorhin, und ich habe ihn jetzt.«

Anatol, den der Champagner sehr warmblütig gemacht hat, nimmt das Wort, und sagt zu dem bebrillten Usurpator:

»Mein Herr, Sie haben sich auf den Platz meines Begleiters gesetzt, Sie müssen weiter rücken; Sie wissen wohl, daß er in der Ecke und Sie in der Mitte saßen.«

»Was ist das? Ich habe diesen Platz eingenommen, weil er leer war. Man hätte etwas zurücklassen sollen, um anzudeuten, daß er besetzt sei. Ich bleibe, wo ich bin, lassen Sie mich in Ruhe.«

»Theuerster,« sagt Blondel zu Mitonneau, »soll ich den alten Knasterbart hinauswerfen? Es wird schnell geschehen sein.«

»Nein, nein. Ich bitte Sie, mein Herr, fangen Sie keinen Streit an. Mir ist jeder Platz recht — ich sitze hier sogar besser — es zieht durch die Thür —«

»O, wenn man mir meinen Platz nähme,« sagt Anatol, sich setzend, »ich würde ihn schon wieder bekommen!«

Und um den alten Herrn, den er nicht mehr zur Rechten, sondern zur Linken hat, zu ärgern, fängt er wieder an zu hüpfen und sich zu drehen. Die ihm gegenüber sitzende junge Frau sieht ihn freundlich an und sagt leise:

»Das ist recht!«

Der Alte fängt wieder an zu husten und zu speien; aber da er jetzt an dem offenen Fenster sitzt, so belästigt er seine Nachbarn nicht mehr.

Seitdem sich der berühmte Blondel erboten hat, den

Usurpator hinauszuwerfen, bekommt Mitonneau einen tiefen Respect vor dem Künstler und er hält es nicht für nothwendig, ihn schon jetzt an die Zeche zu erinnern.

Die bepelzte Dame klagt unaufhörlich über Kälte; es sei himmelschreiend, mitten im Winter ein Fenster offen zu lassen. Aber sie ist allein dieser Meinung.

»Es ist ein Glück, daß ich nur bis Valence reise,« fügt die Dame hinzu; »sonst würde ich hier den Schnupfen bekommen. Und Sie, ein Sänger, mögen sich solcher Kälte aussetzen!«

Diese Worte gelten dem Künstler.

»Madame,« antwortet er, »ich habe die Bemerkung gemacht, daß große Hitze einer schönen Stimme verderblicher ist, als ein bischen Kühle.«

»Vermuthlich sind Sie deshalb so leicht gekleidet?«

»Ja wohl, Madame; wenn ich alle Katzenfelle, mit denen Sie bepackt sind, auf dem Leibe hätte, würde ich morgen nicht mehr sprechen können.«

»Es scheint,« erwiederte die Dame, »daß Sie in Pézenas immer zu warm gekleidet waren, denn Sie waren nie bei Stimme —«

Der berühmte Blondel beißt sich in die Lippen und erwiedert:

»Ich vermuthe, Madame, daß Sie zuweilen nicht gut hören. Wer an Taubheit leidet, sollte nicht in's Theater gehen, außer wenn Pantomimen gegeben werden.«

»Ich bin nicht taub!« antwortet die Dame zornig. »Aber als ich Sie singen hörte, wäre ich's gern gewesen. Mein Gott, es liefen sogar die Wasserträger davon.«

Der Künstler fährt auf, so daß seine Nachbarin einen

gewaltigen Schrecken bekommt. Aber der berühmte Blondel bezwingt sich und antwortet mit erzwungener Ruhe:

»Ein Mann würde diese Sprache mit seinem Leben bezahlen. Aber ich berücksichtige Ihr Alter und Ihre Gebrechlichkeit.«

»Mein Alter, das ist impertinent! Mein Alter!« stammelt die Dame ergrimmt. — »Der Histrione, der Coulissenreißer, der Seiltänzer! — Ach, eine Frau, die allein reisen muß, ist recht zu beklagen! Der unverschämte Mensch behauptet, ich trüge Katzenfelle! Er wäre froh, mein Pelzwerk zu haben, er könnte sich einen warmen Rock daraus machen lassen.«

Endlich wird zu Valence angehalten und die Dame verläßt den Waggon mit Verwünschungen gegen alle Reisenden.

»Gott sei Dank, daß sie fort ist,« sagt der fahrende Künstler. »Die alte Schachtel, die alte Megäre! Sie haben gesehen, meine Herren und Damen, wie erbittert sie gegen mich war. Denn seit Montpellier hat sie nicht aufgehört, mir Anzüglichkeiten und boshafte Worte zu sagen. Und wissen Sie, woher ihr Zorn kam und warum sie mein unverletzliches Talent anzugreifen suchte?«

Da Niemand antwortet, fügt Blondel hinzu:

»Hören Sie nur, meine Herren und Damen: blos weil ich ihre mir angetragene Gunst verschmäht habe. — Ja, so ist es. Die alte Schachtel glaubt vielleicht noch Eroberungen machen zu können. Kaum saßen wir im Waggon — und Sie haben gesehen, daß sie mir gegenübersaß — fing sie an, mich mit ihren Blicken zu bombardiren. Anfangs beachtete ich es nicht; dann setzte sie ihre Füße und endlich

sogar ihre Kniee in Bewegung. Da mich diese Manöver langweilten, so gab ich ihr einen Fußtritt, der sie zur Ruhe brachte. Aber sie war wüthend, und daher kamen ihre Lügen, ihre Schmähungen gegen mein Talent. Gott sei Dank, so etwas rührt mich nicht. — Lieber Anatol, laß Dir das zur Warnung dienen; Du bist jung und hübsch, und folglich eben so wie ich berufen, viele Eroberungen zu machen. Sei auf deiner Hut, wenn Du den Grausamen spielst. Die Weiber sind zuweilen spröde, aber sie verzeihen nie, wenn man ihr Entgegenkommen kalt zurückweist. Wer so kühn ist, gilt in ihren Augen für einen Gimpel, für einen Schwachkopf und Unhold. In solche Gefahren kommt man, wenn man's macht, wie Joseph bei Frau Potiphar. — Unser lieber Mitonneau sagt nichts, aber ich zweifle nicht, daß er meiner Meinung ist.«

Mitonneau hat seit einer Weile die Augen nicht mehr aufgeschlagen, weil er zu bemerken geglaubt, daß ihn der vollbärtige Herr oft ansehe. Er antwortet indeß, ohne aufzuschauen:

»Ja wohl . . . die Weiber . . . man setzt sich großen Gefahren aus. Und wenn sie eine Rache auszuüben haben, so sind sie im Stande, Einem bis Paris nachzureisen.«

Die kleine hübsche Dame, die das ganze Gespräch mit anhört, fängt an zu lachen und sieht Anatol an; sie scheint ihm sagen zu wollen:

»Man sucht Ihnen eine sehr schlechte Meinung von den Frauen beizubringen; aber glauben Sie es nicht; lieben Sie uns, wir werden Sie wieder lieben, weil es bei Ihnen der Mühe werth ist.«

So übersetzt wenigstens unser junger Reisender die

Blicke, welche die hübsche Frau, deren Mann eingeschlafen war, auf ihn richtete.

Die Nacht ist angebrochen; die Reisenden, welche vorhin die bepelzte Dame zwischen sich hatten, können sich's bequemer machen. Mitonneau ist der Bäuerin näher gerückt, Anatol hat sich von dem hustenden alten Grobian entfernt. Obgleich zwischen den beiden Bänken hinlänglicher Raum ist, fühlt Anatol bald einen Fuß zwischen seinen Füßen, dann ein Knie zwischen seinen Knien; er rückt zurück, um die ihm gegenübersitzende Person nicht zu belästigen, aber bald bedenkt er, daß das Knie nur der liebenswürdigen freundlichen jungen Frau gehören kann — er fühlt sich gar angenehm berührt, ein leises Wonnegefühl durchrieselt ihn, und er zieht seine Knie nicht mehr zurück.

Es ist ein wonniges, sinneberauschendes Gefühl, zumal wenn man zwanzig Jahre alt ist, zum ersten Male mit einem anziehenden weiblichen Wesen in Berührung zu kommen. Und berührt man auch nur die Fußspitze der Huldin, so scheint sich doch das elektrische Fluidum in einer Secunde unserm ganzen Wesen mitzutheilen, und aus der Fußspitze steigt ein unnennbares Wohlgefühl zum Herzen empor. Da von den sich berührenden Knien der Weg noch kürzer ist, so mußte Anatol noch schneller von diesem Wonnegefühl ergriffen werden. Er rührt sich nicht, er wagt kaum zu athmen, damit die hübsche kleine Frau ihren Fuß nicht zurückziehe. Aber dies geschieht nicht und der junge Mann denkt:

»Wie wär's, wenn ich eine Hand auf mein Knie legte? Meine Hand würde bald ihr Knie finden. — O, das wäre prächtig, ihr Knie mit meiner Hand berühren!

— Es ist vielleicht sehr kühn — aber ich reise zu meiner Belehrung und Ausbildung — und wenn ich nie etwas versuche, so bleibe ich unerfahren und ungebildet.«

Anatol hatte Champagner getrunken, und das Knie eines jungen hübschen Weibchens berührte das seinige — was Wunder also, daß aus dem schüchternen Lamm ein Widder wurde! Er schaute rechts; Mitonneau schien zu schlummern; alle anderen Personen im Waggon, selbst sein reizendes Gegenüber, hatten die Augen geschlossen. Aber die kleine Evastochter sah keineswegs schläfrig aus, denn obgleich sie die Augenlider gesenkt hatte, spielte um ihren Mund ein wunderholdes, ermuthigendes Lächeln. Anatol zögert nun nicht länger, er legt eine Hand auf sein Knie; dann drückt er leise auf ihr Knie; man läßt ihn gewähren, weist nicht zurück. Dieser Erfolg ermuthigt den jungen Mann, er drückt zärtlich das runde, weiche Knie, das sich unter seinen Fingern befindet. Man läßt auch dies zu, — dann faßt eine kleine weiche Hand die seinige und drückt sie zärtlich. Nie war Anatol so glücklich gewesen. War dieser Händedruck nicht eine Liebeserklärung? In seiner Wonnetrunkenheit vergißt er, daß er im Waggon ist — er bückt sich, um die zarte Hand zu küssen — da fällt eine andere und keineswegs zarte Hand auf die beiden einander haltenden Hände und faßt sie mit kräftigem Griffe. Die kleine Frau zieht rasch ihre Hand zurück; dem jungen Desforgeray hingegen gelingt es nicht, seine Hand wird festgehalten und eine Stimme ruft:

»Ich habe ihn!«

Die meisten Reisenden werden durch diesen Ruf geweckt.

»Wer hat ihn?« fragt Mitonneau mit zitternder Stimme; »ist ein Räuber in den Wagen gekommen?«

»Ich halte ihn fest,« antwortet der Herr mit der langen Nase, der wahrscheinlich nur mit einem Auge geschlafen und Anatols Hand gefaßt hatte.

»Wie, wird denn hier Klumpsack gespielt?« sagt der Künstler, sich die Augen reibend.

»Ja wohl, meine Frau hat mit ihrem Gegenüber eine Partie Klumpsack angefangen . . . ich vermuthete es wohl, denn auf Reisen macht sie es gewöhnlich so.«

»Romuald, Du bist ein Narr. Schweig, ich bitte Dich. Was kann ich dafür, wenn ich im Schlafe die Hand eines Nachbars berühre? Es war nicht der Mühe werth, die ganze Reisegesellschaft aufzuwecken.«

»Im Schlafe! Das darfst Du mir nicht aufbinden, Adele; Du hast gar nicht geschlafen. Du scheinst ein unwiderstehliches Bedürfniß zu haben, mit deinen Reisenachbarn Klumpsack zu spielen — wenn sie jung sind.«

»Romuald, wenn Du nicht schweigst, so gebe ich Dir einen Klatsch —«

»Das wirst Du bleiben lassen, ich würde Dir ein Dutzend zurückgeben.«

»Lassen Sie es gut sein, liebenswürdige junge Gatten — das Klatschen ist wohl im Theater gut, aber anderswo ist es nicht am rechten Orte.«

»Lassen Sie doch meine Hand los, Sie drücken mich zu fest!«

»Und Sie, junger Herr, verhalten Sie sich hübsch ruhig, und spielen Sie nicht mehr Verstecken und Suchen mit meiner Frau; Sie würden es zu bereuen haben.«

»Ich wußte ja nicht — ich schlief ebenfalls —«

»Mein Herr,« wirft Mitonneau ein, »mein junger Reisegefährte weiß nicht was er thut; ich kann versichern, daß er ohne Absicht gehandelt hat.«

»Was? gehen Sie mit Ihrem Geschwätze. Er weiß nicht, was er thut? und seit einer Stunde drückt er das Knie meiner Frau? Er fängt früh an; aber ich will ihm rathen, es nicht wieder zu versuchen.«

»Mein Herr, um Sie zu beruhigen, wird er meinen Platz einnehmen und mir den seinigen geben. Dann sitzt er Ihrer Dame nicht mehr gegenüber und ihre Füße kommen nicht mehr in Berührung. — Anatol, wechseln wir die Plätze.«

»Nein, Herr Mitonneau, ich will lieber bleiben, wo ich bin.«

»Aber Sie sehen ja, daß Sie die Dame mit Ihren Knien belästigen —«.

»Nein, mein Herr, Ihr junger Reisegefährte belästigt mich durchaus nicht; Sie sollten meinen Mann gar nicht anhören, die Eifersucht verblendet ihn.«

»Adele, treib mich nicht zum Aeußersten!«

Der Mann mit der langen Nase macht vermuthlich eine sehr drohende Geberde, denn seine Frau schreit laut auf und wirft sich dem berühmten Blondel auf den Schooß; Mitonneau drängt sich an Anatol und dieser gegen seinen alten Nachbar, der einen furchtbaren Fluch ausstößt und noch furchtbarer hustet.

Dieser Zwischenfall hat Anatol bewogen, seinen Platz an Mitonneau abzutreten. Die Ruhe wird nun wieder hergestellt und man kommt ohne weitere Fatalitäten nach Lyon

Das Ehepaar steigt aus, und der Mann sagt mit einem Stoßseufzer: »Gott sei Dank, da sind wir am Ziel!«

Und die kleine Frau wirft Anatol einen vielsagenden Blick zu.

»Hier,« sagt der Künstler, »haben wir Zeit, einige Cervelatewürste zu essen und ein Glas Thorins oder alten Beaune zu trinken. Was sagst Du dazu, Alter?«

Der Virtuose klopft den »Alten« dabei auf den Bauch. Mitonneau antwortet verdrießlich:

»Ich habe keinen Hunger. — Apropos, Herr Blondel, ich habe in Avignon für Sie bezahlt — es macht zehn Francs.«

»Ei, zehn, zwanzig Francs, was liegt mir daran? Sie zahlen hier noch, und wir rechnen in Paris mit einander ab. So ist's am einfachsten. — Kommen Sie.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich keinen Appetit habe.«

»Wie, Sie wollen durch Lyon reisen, ohne Würste gegessen zu haben! Das werden Sie sich doch nicht zu Leide thun.«

»Herr Blondel hat Recht. Ich habe ebenfalls Hunger und Durst.«

Bei diesen Worten steigt Anatol mit dem Sänger aus und Mitonneau sagt zu sich:

»Ich fürchte, daß mir der Junge mit seiner harmlosen Miene viele Sorgen machen wird. Es sind kaum fünf Stunden, daß er seine Großmutter verlassen hat, und er emancipirt sich schon wie ein kleiner Hengst! — Nun, wenn er zu weit geht, so lasse ich ihn laufen. Ich habe nicht Lust, mich um seinetwillen in schlechte Händel einzulassen. — Und

dieser Blondel, der mich immer Alter nennt, scheint mir wenig Bildung zu haben. Uebrigens weiß ich wohl, daß es beim Theater üblich ist, sich zu dutzen. — Nun, da die Beiden einmal ausgestiegen sind und etwas nehmen, so will ich's nur eben so machen.«

Anatol hoffte die hübsche kleine Dame am Büffet wiederzusehen, aber er sieht sich vergebens nach ihr um. Während er die aus den Waggons gekommenen Damen mustert, vertilgt der berühmte Blondel mehrere Würste mit solcher Schnelligkeit, daß man in Versuchung kommt zu glauben, er stecke eben so viele in die Tasche als in den Mund. Mitonneau hat sich zu seinen Reisegefährten gesellt und entschließt sich auch etwas zu essen. Aber bald gibt die Glocke das Zeichen zum Einsteigen. Der alte Herr mit der grünen Brille, der eben eine Wurst angeschnitten hat, trägt ein großes Stück von derselben nebst einer Semmel unter dem Arme fort und nimmt eilends seinen Eckplatz wieder ein. Mitonneau, der wieder die Zeche bezahlt hat, kann nicht begreifen, daß seine beiden Reisegefährten so viele Würste hätten essen können. Aber auf der Eisenbahnstation hat man nicht Zeit, Rechnungen zu verlangen und Einwendungen zu machen. — »Einsteigen, meine Herren!« Dieser Mahnung muß man unbedingt Folge leisten.

Das Coupé unserer Reisenden ist nun wieder minder zahlreich besetzt. Außer dem Herrn mit der langen Nase und seiner Frau ist auch die Dame mit dem Kosakengesicht in Lyon geblieben.

»Bravo,« ruft der Künstler, eine halbliegende Stellung einnehmend; »jetzt können wir's uns bequem machen,

die Damen sind fort, und so können wir nach Herzenslust lachen und Kurzweil treiben.«

»Wir haben ja noch eine bei uns,« entgegnet Mitonneau und zeigt auf die Bäuerin, die in ihrer Ecke schon eingeschlafen ist.

»O, die zählt nicht mit, — es ist eine träge Masse, die nur zum Schnarchen fähig ist. — Ei, ei! Die kleine Dame, die neben mir saß, scheint ihrem Manne den Kopf recht oft warm zu machen. Unser lieber Anatol hatte eine Eroberung an ihr gemacht.«

»Glauben Sie, Herr Blondel?«

»Ob ich es glaube, es war ja sonnenklar. Glaubst Du denn, lieber Schatz, ich hätte nicht gesehen, wie sie den Fuß nach Dir ausstreckte und mit ihrer Hand die deinige suchte? — Ich entschuldige solche kleine Diversionen, denn der Mann hat eine gar zu ungebührlich lange Nase.«

»Schade, daß sie ausgestiegen ist,« sagte Anatol mit einem Stoßseufzer.

»Schau, schau, der Kleine hat auch Feuer gefangen! — Tröste Dich, Theuerster, in Paris wirst Du ganz andere Eroberungen machen.«

»Wirklich? Sie glauben, daß ich in Paris Eroberungen machen werde? Ist es wirklich Ihr Ernst?«

»Ich sage Dir, Du brauchst nur das Schnupftuch zu werfen. Ich bin so fest davon überzeugt, wie ich wetten würde, daß der Herr hier sich an der Wurst den Magen verderben wird.«

Diese Worte galten dem bebrillten Alten, der immerfort aß und ärgerlich antwortete:

»Was, ich soll mir den Magen verderben? Habe ich denn nicht das Recht, Wurst zu essen, wenn mir's beliebt?«

»Sie sind vollkommen berechtigt dazu; ich warne Sie nur in Ihrem Interesse. Es kann Ihnen schaden.«

»Kümmern Sie sich doch um sich selbst. Wenn ich mir schade, so ist es meine Sache.«

»Es könnte auch uns ins Mitleid ziehen; denn auf der Eisenbahn — kurz und gut, ich kenne das. — Aber Tausendsapperment, es ist keineswegs warm. Wir sitzen jetzt weniger gedrängt, und es dürfte guf sein, das Fenster zu schließen. Die Nachtluft schadet der Stimme.«

Der Sänger schließt das Fenster, ohne daß Jemand Einsprache thut. — Bald schlafen Alle, oder scheinen zu schlafen.

Es waren seit der Abfahrt von Lyon mehr als drei Stunden verflossen, es mochte Ein Uhr sein, und im Waggon würde die tiefste Stille geherrscht haben, wenn der alte Herr mit der Brille nicht gestöhnt und geächzt hätte.

»Ach, Sapperlot — wird das nicht vorübergehen? — Wie das kneift und zwickt! — Die Wurst muß vergiftet gewesen sein — ich kann wahrhaftig nicht bis Paris fahren.«

»Ich wußte es wohl,« sagt der berühmte Blondel, den das Stöhnen des alten Herrn geweckt hat. »Die Wurst thut ihre Wirkung. Ich habe Sie gewarnt, Sie wollten mir nicht glauben. Auf der Eisenbahn verdaut man schlecht. Schlafen Sie, dann wird's vorübergehen.«

»Ach, ja, losgehen wird's! — O weh, welche Kolik; es ist nicht zu halten —«

Einige Minuten vergehen. Man hört nichts mehr.

Da fängt der alte Herr plötzlich wieder an zu winseln, öffnet das neben ihm befindliche Fenster, steht auf und hält sein Gleichgewichtscentrum zur Wagenthür hinaus.

»Eine schöne Geschichte, Sie alter Schweinigel!« sagt der Künstler und hält sich das Schnupftuch vor die Nase.

»Was geht denn da vor?« fragt Mitonneau, die Augen aufschlagend.

»Meine Herren, es thut mir sehr leid,« antwortet der alte Herr mit der Brille, ohne seine Stellung zu verlassen; »aber Noth kennt kein Gebot.«

Und die Bäuerin erwacht ebenfalls.

»Siehe da!« sagt sie, sich aufraffend; »wir sind schon in Pantin!«

VIII.

Das neue Paris.

Auf der letzten Station vor Paris steigt der berühmte Blondel aus, mit der Versicherung, daß er nur zwei Minuten abwesend sein werde. Aber nach Verlauf dieser Zeit kommt der Künstler nicht zurück und bald fährt der Zug zum größten Bedauern Anatols weiter.

»Wie!« sagt er, »man wartet nicht, bis unser Freund Blondel wieder eingestiegen ist! Das ist sehr unangenehm — er wird untröstlich sein, zurückbleiben zu müssen. — Wo sollen wir ihn denn wieder finden? — Man ist auf den Eisenbahnen recht ungefällig, man wartet keine Minute.«

»Lieber Freund,« erwiedert Mitonneau, »unser

Reisegefährte wußte recht gut, daß man nicht warten würde, denn er hat schon manche Eisenbahnfahrt gemacht. Ich weiß nicht, ob wir ihn wiederfinden werden; er aber wird uns wohl nicht suchen. Ich habe auf der ganzen Reise für ihn bezahlt, und er zwang uns sogar, etwas zu nehmen, wenn wir auch keinen Hunger hatten. Ich glaube, daß er sich wohl nicht beeilen wird, seine Schuld abzutragen, und ich fürchte, daß ich gar nicht wieder zu meinem Gelde komme.«

»Was, Sie glauben, er werde mit dem Gelde durchgehen? — Wie können Sie so etwas denken! Ein großes Talent, das man überall durch den Telegraphen kommen läßt und glänzend bezahlt.«

»Sie glauben das, mein junger Freund; aber später werden Sie sich vor solchen Prahlern hüten. Es sind fast immer Windmacher, die nur auf's Prellen bedacht sind. Das wahre Verdienst ist gemeiniglich bescheiden, es drängt sich nicht vor und macht wenig Worte. Merken Sie sich das, wenn Sie in Paris sind; denn Sie werden dort mit vielen Leuten bekannt werden, die Ihnen Sand in die Augen streuen möchten.«

»Und die Frauenzimmer! Sagen Sie, Herr Mitonneau, ist es wahr, daß ich viele Eroberungen machen werde; daß mich die Pariserinnen mit den Füßen anstoßen, mir die Hände drücken werden, wie die hübsche Dame, die mir gegenübersaß?«

»Nein, glauben Sie das nicht. Die Frauenzimmer werden sich noch mehr über Sie lustig machen, als die Männer; sie werden Liebe heucheln, und Sie am Ende auslachen.«

»Das ist jammerschade! — Wie, alle Frauenzimmer betrügen die Männer?«

»Ich will nicht sagen, alle. Es gibt Ausnahmen; aber Sie wissen, daß eine Regel gerade durch Ausnahmen bewiesen wird.«

»Es muß so schön sein, zu lieben und geliebt zu werden —«

»Allerdings; die Liebe ist ein sehr angenehmes Gefühl, zumal wenn keine Gefahr damit verbunden ist. Aber erregen Sie nie den Zorn eines Vaters, den Grimm eines Bruders, die Rache eines Ehemannes — und noch weniger die Eifersucht eines rachsüchtigen Weibes. Ich sage Ihnen das aus Erfahrung.«

»Sind Sie denn durch Liebe schon in Gefahr gekommen, Herr Mitonneau?«

»Ja wohl — mehr als einmal — und jetzt noch verfolgt mich eine rachsüchtige Italienerin aus Grenoble, die noch dazu einen Lazzarone, einen wahren Banditen, in ihren Diensten hat.«

»Erzählen Sie mir das, es muß interessant sein.«

»Es ist sehr interessant, aber ich werde es Ihnen nicht erzählen, weil Ihre Großmama mich nicht ersucht hat, Sie zu begleiten, um Ihnen Liebesgeschichten zu erzählen. Und überdies sind Sie noch sehr jung; Sie könnten mich durch einige unbedachtsame Worte compromittiren.«

»Ich bin viel verständiger und verschwiegener, als Sie glauben. Sie sehen ja, daß ich Ihnen von dem Geheimnisse, das mir die Großmutter vor unserer Abreise mitgetheilt, nichts gesagt habe —«

»So, Ihre Großmutter hat Ihnen ein Geheimniß mitgetheilt? Das habe ich nicht gewußt.«

»Das glaube ich wohl, sie hat ja nur mit mir davon gesprochen. Es ist sehr wichtig, die Ehre unserer Familie hängt davon ab.«

»Die Ehre Ihrer Familie! Dann muß es wirklich eine sehr wichtige Angelegenheit sein.«

»Mir schien sie nicht so wichtig. Aber es scheint, daß ich solche Dinge noch nicht recht verstehe.«

»Warum hat sie Ihnen denn Madame Desforgeray anvertraut?«

»Ich mußte in's Geheimniß gezogen werden, um in Paris die nöthigen Schritte zu thun.«

»So, das Geheimniß, das man Ihnen anvertraut hat, nöthigt Sie, Schritte zu thun? In welcher Art?«

Anatol sinnt einige Augenblicke nach, dann antwortet er:

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen nicht, was Sie zu thun haben, um den Absichten Ihrer Großmama gemäß zu handeln? — Dann müssen Sie sich ja durch den Zufall leiten lassen.«

Der junge Mann besinnt sich wieder und antwortet noch einmal:

»Ich weiß es nicht.«

»Ei, mein junger Mann, Sie sind verschwiegener, als ich glaubte. Ich sehe wohl, daß man Ihnen ein Geheimniß wohl anvertrauen kann. — Aber da sind wir in Paris. Es ist zehn Uhr Morgens, wir kommen zu einer günstigen Stunde an.«

Im Bahnhofe ist Anatol ganz erstaunt über das

Treiben und Drängen, über die vielen kommenden und gehenden Menschen, über das Wagengerassel, das Geschrei der Hausierer und die Zudringlichkeit der Eckensteher; aber trotzdem denkt er noch an den zurückgebliebenen Reisegefährten und sagt zu Mitonneau:

»Er muß doch hier sein, um sein Gepäck in Empfang zu nehmen, wie wir?«

»Und Sie wollen wohl gar auf ihn warten? Ich sage Ihnen, wir sind von einem Windmacher gefoppt worden. Wer sagt Ihnen denn, daß er Gepäck in Empfang zu nehmen hat? — Aber wir wollen unser Gepäck durch einen Eckensteher zu dem Fiaker tragen lassen, der uns in den Gasthof bringen wird.«

»Wo werden wir denn wohnen?«

»Ich war sehr zufrieden, als ich das letzte Mal in Paris war. Ich glaube, wir werden auch jetzt recht gut dort wohnen; es war das Hotel de la Paix, Rue Froidemanteau, unweit des Palais-Royal.«

Man hat sehr bald einen Wagen gefunden, in welchen die Reisenden ihr Gepäck bringen lassen. Dann sagt Mitonneau zum Kutscher:

»Rue Froidemanteau, Hotel de la Paix.«

Der Kutscher schüttelt den Kopf und antwortet:

»Es gibt in Paris keine Rue Froidemanteau mehr.«

»Was, es gibt keine Rue Froidemanteau mehr? Was hat man denn mit der Straße angefangen?«

»Sie ist abgebrochen worden?«

»Ganz abgebrochen?«

»Ja wohl.«

»Und es ist kein Stück mit einem Gasthofe stehen geblieben?«

»Nein, Alles niedergerissen.«

»Das ist fatal!«

»Können wir denn nichts anderswo einkehren, Freund Mitonneau?«

»Ja wohl. In Paris fehlt's nicht an Gasthöfen; aber es ist angenehm, in einem Hause bekannt zu sein. Ich erinnere mich, einen Freund in seinem Gasthofe besucht zu haben — es war dort eine Table d'hôte, und man wohnte sehr gut. Es war in der Nähe des Carrouselplatzes — in der Straße war ein Theater — ganz richtig, das Vaudevilletheater. — Kutscher, Sie kennen doch die Rue de Chartres?«

Der Kutscher sieht Mitonneau an, zuckt die Achseln und antwortet:

»Es gibt keine Rue de Chartres mehr — ist auch abgebrochen, rasirt, verschwunden.«

»Was, die Rue de Chartres ist auch nicht mehr da?«

»Nein, Herr.«

»Und das Vaudevilletheater?«

»Ist jetzt am Börsenplatz. Sie sind wohl lange nicht in Paris gewesen?«

»Es mögen zwölf bis dreizehn, vielleicht vierzehn Jahre sein.«

»Dann werden Sie es nicht wieder erkennen. — Wohin soll ich Sie fahren?«

»Ah, ich erinnere mich. Fauquinet, ein Freund von mir, ist oft in Paris gewesen, er wohnte in einem Gasthofe, den er sehr lobte — im Studentenviertel —

warten Sie, der Name der Straße schwebt mir auf der Zunge — Rue des Maçons-Sorbonne.«

»Auch nicht mehr da, mit den anderen verschwunden.«

»Was, die Rue des Maçons-Sorbonne ist auch verschwunden?«

»Ja wohl, Herr.«

»Nicht möglich! Gibt es denn in Paris keine Straßen mehr?«

»O ja, Straßen haben wir genug, aber nicht mehr so viel enge, schmutzige, dunkle.«

»Es ist aber doch sehr fatal. Ich weiß nicht, wo ich einkehren soll, — ich weiß mich nicht zu orientiren. — Ich entsinne mich vielleicht. — Ja, richtig, in der Nähe des Stadthauses war eine Straße mit einem sehr anlockenden Namen. Ich besuchte dort einen Geschäftsfreund, als ich noch mit Hafer und Heu handelte; er wohnte in einem bescheidenen Gasthofe in der Rue des Moutons. — Kutscher, fahren Sie uns in die Rue des Moutons — ich werde den Gasthof wiedererkennen.«

Der Kutscher lachte und antwortete:

»Sie haben wahrhaftig Pech, mein lieber Herr; alle Straßen, die Sie kennen, sind verschwunden — die Rue des Moutons ist sogar schon lange niedergerissen.«

»Was? die Rue des Moutons auch, — Das ist die Möglichkeit! — Dann, Kutscher, fahren Sie uns — wohin Sie wollen; aber in einen anständigen und nicht zu theuren Gasthof.«

»Und in einer hübschen Gegend,« setzt Anatol hinzu; »in der Nähe der Theater, Promenaden und Kaufläden.«

»Ich weiß schon was Sie wünschen,« erwiedert der Kutscher; »ich werde Sie gut unterbringen.«

Der Kutscher fährt die Reisenden auf den Boulevard Sebastopol und hält vor einem sehr eleganten Hotel unweit der Rivolistraße. Anatol hat nicht Augen genug, um zu schauen, zu bewundern. Mitonneau verlangt für sich und seinen Reisegefährten zwei Zimmer in den oberen Stockwerken, denn er findet, daß die Wohnungen außerordentlich theuer geworden sind.

Kaum haben unsere Reisenden von ihren, in einem und demselben Stockwerke befindlichen, aber völlig getrennten Zimmern Besitz genommen, so denken sie ans Frühstücken.

»Gehen wir in ein Kaffeehaus!« sagt Anatol. »Der Kellner sagte mir, in Paris gehe man keine zwanzig Schritte in einer Straße oder auf einem Boulevard, ohne ein Kaffeehaus zu bemerken und in allen frühstücke man sehr gut.«

»Gut, wir wollen in ein Kaffeehaus gehen. Ich habe mich auch erkundigt, es ist keine Table d'hôte in diesem Gasthofe, wir müssen in einem Speisehause essen.«

»Das ist mir lieb, es ist unterhaltender. Wir gehen jeden Tag in ein anderes; dabei lernen wir Paris kennen.«

»Wenigstens lernen wir die Speisehäuser kennen; aber es gibt deren sehr theure.«

»Was liegt daran? Wir haben ja Geld. Die Großmama hat mir eine kleine Brieftasche mit drei Banknoten zu tausend Francs gegeben. Damit kann man sich schon unterhalten, und sie sagte zu mir: Wenn Du etwa noch

Geld brauchst, so schreibe es mir, ich werde Dir's sogleich schicken.«

»Das ist recht schön; Sie können schon etwas verthun, Anatol; Sie haben mindestens siebentausend Francs Einkünfte, ohne den einst zu erwartenden Nachlaß Ihrer Großmutter; ich hingegen habe nur sechstausend und ich will mein Capital nicht angreifen. Uebrigens werden Sie mit Ihren dreitausend Francs nicht weit kommen, wenn Sie hier alle Ihre Gelüste befriedigen wollen.«

»Glauben Sie, Herr Mitonneau? Aber für tausend Thaler kann man doch recht viel Vergnügen haben.«

»Sie wissen nicht, daß in Paris manche Unterhaltungen außerordentlich theuer sind.«

»Von welcher Art sind diese Unterhaltungen?«

»Lieber Freund, die Aufzählung derselben würde zu lange dauern. — Kommen Sie zum Frühstück.«

Die beiden Reisenden treten in das erste Kaffeehaus, das sie auf dem Boulevard bemerken.

»Was gibt's zum Frühstück?« fragt Mitonneau den auf ihn zukommenden Aufwärter.

»Alles was Sie wünschen.«

»Alles; es ist auch ein Speisehaus hier?«

»Ja wohl, es ist ein Café Restaurant, das kommt aufs Gleiche hinaus.«

»Ach, wenn unser Freund Blondel hier wäre, er würde uns sagen, was wir bestellen sollen — was man in Paris zum Frühstück nimmt.«

»Was, Sie wünschen die Gesellschaft des Windmachers, der uns mit der Zeche durchgegangen ist? — Lieber Anatol, in Paris ißt man wie an anderen Orten, man

bestellt was man will. — Kellner, Coteletten, Nierenbraten und Kaffee! — Sind Sie damit zufrieden, junger Freund?«

»O ja, ich bin mit Allem zufrieden. Ich freue mich, daß ich in Paris bin.«

Und Anatol hüpft so vergnügt auf seinem Stuhl, daß sein Begleiter ihm zu bedenken geben muß, ein solches Benehmen sei in einem Pariser Café, wo man leicht bemerkt werde, noch weit unschicklicher als in einem Waggon.

Nach dem Frühstück gehen die beiden Reisenden in die Rivolistraße. Anatole bewundert die schöne, breite, an Kaufläden so reiche, unabsehbar lange Straße. Sogar Mitonneau sagt erstaunt:

»Ich hatte vormals die Rivolistraße gesehen, ich gestehe, daß sie außerordentlich verschönert und verlängert ist; ich würde sie nicht wieder erkannt haben. Wenn ganz Paris in dieser Weise verändert ist, so wundert es mich nicht, daß man die Rue des Moutons und die Rue Froidemanteau wegrasirt hat, sie würden sich neben dieser sehr schlecht ausgenommen haben.

IX.

Ein Zündhölzchen, das Feuer fängt.

Anatol bleibt jeden Augenblick stehen, um einen Kaufladen zu betrachten, ein Schild anzustaunen, und zuweilen um einer jungen Dame nachzuschauen, deren hübsches Gesicht, eleganter Anzug und anmuthige Haltung seine Bewunderung erregen.

Sein Begleiter mustert ebenfalls die hübschen Frauen, und da manche derselben eben nicht spröde aussehen und gerne ihre zierlichen Füße zeigen, denkt unser Liebhaber:

»Sapperlot, wenn ich das junge Blut nicht bei mir hätte, so könnte ich einem hübschen Mädchen nachgehen und ihre Bekanntschaft zu machen suchen. Denn im Grunde bin ich nach Paris gekommen, um mich zu unterhalten, und am Ende wird es langweilig, den jungen Desforgeray spazieren zu führen und zu beaufsichtigen. Ich habe ein unangenehmes Geschäft übernommen, ich muß mich zuweilen frei machen.«

Und nach einer Weile fragt Mitonneau seinen Reisegefährten:

»Hat Ihnen Ihre Großmama nicht ein Empfehlungsschreiben an Jemand mitgegeben?«

»Ja wohl, an Herrn Bouquinard, einen vormaligen Buchhändler.«

»Ich habe ihn in Montpellier gekannt. Er ist ein guter Geschäftsmann, ein Schlaukopf. Er hat ziemlich schnell ein Vermögen erworben, obschon er immer über schlechte Geschäfte klagte und auf die Schriftsteller schimpfte, die nichts Gutes mehr liefern. Er scheint indeß ziemlich viele Bücher verkauft zu haben, denn er hat sich ziemlich früh und — wie man sagt — mit mindestens fünfzehntausend Livres Renten vom Geschäft zurückgezogen. Aber die Buchhändler sind alle so; ich habe nicht einen gekannt, der nicht über Mangel an Absatz geklagt und nicht versichert hätte, der Buchhandel liege darnieder.«

»Ich sehe nicht ein, was mir die Bekanntschaft des

Herrn Bouquinard nützen kann; ich will ja nicht Buchhändler werden.«

»Er ist nicht mehr Buchhändler, wenigstens nicht dem Namen nach; denn ich vermuthe, daß er noch bei dem Verlage einiger Werke betheiligt ist, die er jungen angehenden Schriftstellern oder verkannten Genies abkauft. — Doch das kümmert uns nicht. Ihre Großmama hat Ihnen, wie ich selbst gehört, dringend empfohlen, Herrn Bouquinard zu besuchen, weil sie glaubt, die Bekanntschaft dieses Herrn werde Ihnen in Paris nützlich sein, und ich denke, daß Sie ihre Weisungen befolgen müssen.«

»Allerdings; aber es hat ja keine Eile. Es ist ja nicht nothwendig, gleich nach meiner Ankunft zu Herrn Bouquinard zu eilen.«

»Ich muß meinem alten Freunde Canardière, der sich vor drei Jahren verheiratet hat, einen Besuch machen. Ich kenne seine Frau noch nicht.«

»Ist Herr Canardière ein junger Mann?«

»Ja wohl, ein junger Mann in meinen Jahren — eigentlich viel älter als ich; denn ich bin kaum vierundvierzig, und Canardière muß ein angehender Fünfziger sein.«

»Ah, Herr Mitonneau, sehen Sie!«

»Was denn?«

»In dem Kuchenladen — die schöne Blondine — welch' ein reizendes Gesicht!«

»Es ist wahr. Ich weiß nicht, ob es die Kuchenbäckerin ist, aber sie ist wirklich hübsch.«

»Kommen Sie — wir wollen Kuchen essen.«

»Wir haben ja soeben gefrühstückt. Ich habe gar keinen Hunger.«

»O, ein Stück Kuchen oder Torte — ich habe noch Hunger. Kommen Sie.«

Und Anatol tritt in den Laden. Sein Begleiter entschließt sich endlich, ihm zu folgen. Er denkt: für ein Stückchen Mandelkuchen oder Torte hat man immer Platz.

Die Verkäuferin ist wirklich recht hübsch und gegen die Kunden ungemein zuvorkommend; sie lächelt die beiden Herren gar freundlich an und zeigt ihnen die besten Leckerbissen.

»Versuchen Sie nur,« sagt sie, auf einen kleinen Kuchen deutend; »es ist ausgezeichnet!«

Anatol befolgt natürlich diesen Rath und ißt wohl ein halbes Dutzend dieser kleinen Kuchen. Mitonneau nimmt nur etwas Mandelgebäck und wirft feurige Blicke auf die Blondine.

Das Erscheinen einiger Damen, die Bestellungen machen, nöthigt Anatol, sich vom Credenztische zu entfernen, und sein Begleiter schleppt ihn zur Thür hinaus.

»Der tausend,« sagt er, »es ist ein Glück, Anatol, daß Leute gekommen sind, wir würden sonst am Ende den ganzen Laden leer gegessen haben.«

»Sie ist aber auch reizend. Ist's eine Frau oder ein Fräulein?«

»Diese Frage vermag ich nicht zu beantworten. Ich kann's so wenig wissen wie Sie.«

»Ich glaubte — Sie wüßten den Unterschied sogleich zu erkennen — ein Mann in reifen Jahren —«

»Sie müssen wissen, junger Freund, daß ich keines-

wegs reif bin — und in Paris ist es oft sehr schwer, eine Frau von einem Fräulein zu unterscheiden. — Wie befinden Sie sich? Sie müssen ersticken —«

»O nein, durchaus nicht.«

»Dann haben Sie einen guten Magen. — Da bleibt er schon wieder stehen. Er betrachtet das Zuckerwerk.«

»O nein, Herr Mitonneau, ich sehe eine schöne Brünette an. Sehen Sie nur.«

»Es ist wahr, eine recht pikante Brünette.«

»O, sie hat mich angelächelt. — Kommen Sie, wir wollen Zuckerwerk kaufen. Ich esse so gern Zuckerwerk.«

»Ihre Großmama hat Ihnen Gerstenzucker in die Tasche gesteckt —«

»Anderes ist mir lieber.«

»Wahrhaftig, Anatol, Sie sind wie ein Zündhölzchen: sobald Ihnen ein hübsches Frauenzimmer einen Blick zuwirft, fangen Sie Feuer! — Ich bin auch ein Freund des schönen Geschlechts, ich bringe ihm bei vorkommenden Gelegenheiten meine Huldigungen dar; allein das ist noch kein genügender Grund, um — er hört nicht. Er ist schon in dem Conditorladen! — Nun, wenn ihn nach Zuckerwerk gelüstet —«

Anatol ist in die Conditorei getreten; er bleibt vor dem Ladentische stehen und stammelt:

»Ich möchte — ich wünsche —«

»Vielleicht überzuckerte Kastanien?«

»Ja, Madame, Kastanien.«

»Wie viel wollen Sie?«

»So viel Sie wollen, Madame.«

»Ein oder zwei Pfund?«

»Ja — zwei Pfund.«

Man füllt einen großen Papiersack mit überzuckerten Kastanien, und da man's ihm ansieht, daß er aus der Provinz ist, so empfiehlt man ihm Chocoladebonbons.

»Nehmen Sie doch von diesem Chocoladeconfect mit Crême — Sie werden sehr zufrieden damit sein. Es ist auch Vanille darin — kosten Sie es nur.«

Anatol kostet die Bonbons, die ihm die schöne Brünette anbietet.

»O, köstlich!« ruft er. »Geben Sie mir auch zwei Pfund davon.«

»Ich hoffe, daß Sie es dabei bewenden lassen,« sagt Mitonneau, der inzwischen in den Laden gekommen ist.

»Sie können nicht denken, wie gut es ist. Kosten Sie nur.«

»Es ist sehr gut. Aber Sie haben zuviel davon gekauft. Was wollen Sie damit machen?«

»Man ißt es beim Spazierengehen,« sagt die Conditorin; »Sie werden bald damit fertig sein — ich hoffe, daß wir das Vergnügen haben werden, Sie wiederzusehen.«

»O gewiß, ich werde recht oft wiederkommen.«

»Wir haben alle Arten von eingesottenen Früchten —«

Mitonneau zupft den jungen Mann am Aermel und flüstert ihm zu:

»Sie sind schon bepackt genug — Sie können ja wiederkommen.«

Anatol entschließt sich endlich, mit seinen beiden Papiersäcken den Conditorladen zu verlassen. Als er eine

Weile gegangen ist, greift er in den Sack mit den überzuckerten Kastanien und fängt an zu essen.

»Man sollte nicht glauben, daß das Zuckerwerk so schwer zu tragen ist. — Essen Sie doch, Herr Mitonneau.«

»Ich wußte wohl, daß Sie dadurch belästigt würden; ich will wohl davon kosten, aber Ihnen zu gefallen will ich mich nicht voll essen.«

»Nehmen Sie doch auch von dem Chocoladeconfecte.«

»Nein, nein! Die Chocolade ist sehr nahrhaft. Es wundert mich, daß Sie so vielerlei essen können.«

»Ich muß doch meine Papiersäcke leichter machen —«

»Ich sagte Ihnen ja, daß Sie zu viel kauften, aber Sie wollten nicht hören.«

»Herr Mitonneau, sehen Sie doch — unter dem Schirmdach — das Mädchen mit dem Kopftuche — wie lustig sie aussieht! Sie lächelt die Vorübergehenden an. Was hat sie denn in der Pfanne zu verkaufen?«

»Gebratene Kartoffeln. Sie werden hoffentlich keine kaufen?«

»O nein — aber es ist doch —«

»Lieber Freund, anständige Leute kaufen das nicht, wir müssen es den Eckenstehern, Lastträgern und Arbeitern überlassen.«

»Ich kann's denken — ich würde mir auch die Handschuhe verderben.«

Die beiden Reisenden kommen von der Rivolistraße auf die Boulevards. Anatol ißt immerfort überzuckerte Kastanien. Bald bleibt ein recht hübsches Mädchen mit einem Korbe voll Orangen vor ihm stehen und redet ihn an:

»Monsieur, kaufen Sie mir Orangen ab — echt portugiesische. Geben Sie mir das erste Geld, Sie werden mir Glück bringen, ich habe heute noch nichts verkauft.«

»Wenn's Ihnen Glück bringt,« antwortet Anatol, »so will ich's Ihnen nicht abschlagen. Wie viel kosten die Orangen?«

»Für einen Andern sechs Sous; aber da Sie ein so artiger junger Herr sind, so lasse ich sie Ihnen für fünf Sous, und Sie können wählen.«

Der junge Desforgeray erröthet vor Freude, weil ihn das Mädchen einen artigen jungen Herrn genannt hat; er kauft drei Orangen, steckt zwei in die Tasche und schält die dritte ab.

»Es wird mich erfrischen,« sagt er; »das Zuckerwerk verkleistert mir den Mund.«

Mitonneau, der vorausgegangen ist, sieht sich um.

»Mein Gott,« sagt er, »da kauft er schon wieder etwas. So geht's den jungen Leuten, die nie vom Hause weggekommen sind und nie ihren Willen gehabt haben! Sobald sie frei handeln können, werfen sie das Geld zum Fenster hinaus. Zum Glück sind's diesmal nur Orangen.«

Anatol holt seinen Begleiter ein, seine geschälte Orange in der Hand haltend.

»Ist Ihnen gefällig?«

»Nein; — ich begreife nicht, wie Sie so viel essen können.«

»Ich konnte es der kleinen Verkäuferin nicht abschlagen; sie sagte, ich würde ihr Glück bringen.«

»Sie müssen nicht glauben, was man Ihnen sagt —«

»Und dann sagte sie, ich sei ein gar artiger junger Herr, und deshalb hat sie nur fünf Sous für ihre Orangen verlangt.«

»Und Sie lassen sich beschwatzen! — Wollen Sie wetten, daß sie mir die Orangen um vier Sous verkauft, weil ich ein schöner Mann sei?«

»Nicht möglich!«

»Wollen Sie wetten?«

»Es ist nicht der Mühe werth. — Die Papiersäcke sind mir sehr lästig.«

»Es kann Ihnen nicht schaden; Sie werden künftig klüger sein und meinen Rath befolgen.«

»Könnten Sie nicht einen in die Tasche stecken?«

»Ich habe nicht gern dicke Taschen; aber Ihnen zu gefallen —«

Mitonneau steckt die Chocoladebonbons in die Tasche; nach einer kleinen Weile sagt sein Begleiter:

»Ich habe schrecklichen Durst — es ist erstaunlich, wie trocken mein Mund ist.«

»Das kommt von den Kuchen und dem Zuckerwerk. Nun, wir wollen in ein Kaffeehaus gehen, wir haben die Wahl.«

»Lieber Freund, dort sind Damen — kommen Sie.«

»Ei, das Zündhölzchen fängt schon wieder Feuer! Nun gut, wir wollen hineingehen; in Paris findet man übrigens fast in allen Kaffeehäusern Damen.«

»Wahrscheinlich aber nicht in denen, wo geraucht wird?«

»Das möchte ich nicht behaupten; es gibt in Paris auch Damen, die rauchen.«

Zwei Damen sitzen an einem Tische und nehmen Bavaroise mit Butterbrot und Backwerk. Die eine mochte fünfundvierzig, die andere zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt sein.

Die ältere, welche sehr schön gewesen sein mußte, und noch recht stattlich aussah, hatte leider ein kupferiges Gesicht mit einem violetten Anfluge an der Nasenspitze. Ob es die Folge großer Vollblütigkeit oder des Genusses geistiger Getränke war? Nur nähere Bekannte der Dame konnten es wissen. Ihr Anzug war ziemlich elegant, aber geschmacklos; sie trug wohl nicht so viel Pelzwerk wie die Dame im Waggon, dafür aber war ihr Hut mit Blumen, Federn und Bandschleifen überladen. Ihr seidenes Kleid hatte breite Streifen von schreienden Farben; ein großer Shawl bedeckte ihre Schultern, ließ aber auf der Brust eine dicke goldene — oder vergoldete — Kette sehen. Die Busennadel bestand in einem Medaillon mit einer antiken Camée und mit Steinen besetzt, die gar nicht funkelten. An der Kette hing ein Augenglas. Ueber dem Kleide trug sie Armspangen; auf der einen sah man das Bild eines Mannes in Uniform, auf dem andern herzförmig geflochtene Haare. Beide Hände waren mit Ringen von allen Größen und Farben überladen; die Ohrringe mit Corallengehängen reichten fast bis auf die Schulter herab.

Die junge Dame war ziemlich hübsch; es war eine sehr blasse Blondine, deren schmachtende Augen immer in Schlaf versinken zu wollen schienen; der Mund war mittelgroß, die Nase regelmäßig, aber alle ihre Züge hatten wenig Ausdruck und Leben. Sie sah immer aus, als ob sie eine schlaflose Nacht gehabt hätte.

Ihr Anzug war einfacher, aber geschmackvoller als der ihrer Begleiterin, und sie trug keinen Schmuck.

Als die beiden Fremden an einem nahen Tische Platz nehmen, mustert sie die ältere Dame, wie ein Unteroffizier, dem man Recruten vorführt. Die jüngere hingegen wirft ihnen nur einen gleichgiltigen Blick zu und streicht Butter auf ihre Semmel.

Mitonneau hält die Blicke der kupferigen Dame wacker aus, aber Anatol schlägt erröthend die Augen nieder und entlockt ihr dadurch ein leichtes Lächeln.

»Garçon, die Gerichtszeitung!« ruft die Dame.

»Was wollen Sie nehmen?« fragt Mitonneau seinen Begleiter. »Wenn Sie Durst haben, so dürfte Bier am besten sein.«

»Nein, Bier trinke ich nicht gern. Wir könnten ja — wie diese Damen —«

»Was fällt Ihnen ein? Bavaroise mit Chocolade, wenn Sie Ihr Zuckerwerk nicht hinunterbringen können!«

»Dann eine Flasche Mandelmilch.«

»Zuckerwasser würde besser für Sie sein.«

»Nein, ich nehme lieber Mandelmilch.«

»Gut; ich trinke Bier.«

Während die beiden Herren bedient werden, sagt die ältere Dame laut zu ihrer Begleiterin:

»Amenophise, willst Du noch Backwerk?«

»O ja, ich habe erst eine Semmel gegessen; Du hast alles Backwerk verzehrt und mir nichts übriggelassen.«

»Verzehrt, es waren ja nur vier Stück. Bestelle Dir doch was Du willst.«

»Garçon, noch Backwerk; — noch recht viel!«

»Amenophise, überlade Dir den Magen nicht; Du weißt, daß wir heute viel zu arbeiten haben.«

»Nun, was liegt mir daran? Soll ich deshalb etwa weniger essen? Du weißt wohl, daß es mir nicht schadet.«

»Wenn Du zu viel gegessen hast, ist nichts mit Dir anzufangen. Wir werden bei der Gräfin von Krakinuski erwartet, und Du mußt Dich würdig präsentiren.«

Mitonneau, der sehr aufmerksam zuhörte, sagte zu sich:

»Was mögen denn diese eleganten Damen arbeiten? Die eine ist ganz mit Schmuck beladen. Sie werden bei einer Gräfin erwartet; sollten es Nähterinnen sein? Vielleicht haben sich in Paris die Nähterinnen eben so verändert wie die Rivolistraße.«

Anatol sagte nichts; er hatte eine Last auf der Brust und trank viel Mandelmilch, was ihn durchaus nicht erleichterte. Er sah seine junge Nachbarin oft an, die nur mit ihrem Butterbrot und Backwerk beschäftigt war; dagegen wurde er von der anderen gar freundlich angesehen.

»Höre doch, Madame Mogador,« sagte die jüngere in einer Eßpause. »Wir sind mitten im Carneval, und ich habe mich noch nicht unterhalten. Du weißt, daß ich dieses Jahr auf den Ball gehen will, und ich bestehe darauf, ich will mich nicht mit Complimenten abspeisen lassen.«

»Nun ja, man wird Dich schon auf den Ball führen. — Du bist eine Närrin, denkst nur ans Tanzen — an Mazurka, an Schottisch. Du bist recht kindisch.«

Diese Worte waren so direct an Mitonneau gerichtet, daß dieser, über seine Theilnahme am Gespräche erfreut, sehr zuvorkommend antwortet:

»Ja, der Tanz hat etwas Verführerisches. — Das Tanzen ist die schwache Seite der Damen; sie zeigen dabei ihre Anmuth und Leichtigkeit, und deshalb tanzen sie gerne.«

Die ältere Dame, welche von der jüngern Mogador genannt worden war, antwortet, indem sie Anatol anlächelt:

»Die Mädchen sind nicht die einzigen, die gern tanzen. Ist Ihr Herr Sohn nicht auch ein leidenschaftlicher Tänzer?«

Mitonneau wird kirschroth, seine Nasenspitze kreideweiß, und er antwortet ärgerlich:

»Dieser Herr ist nicht mein Sohn.«

»So, der junge Mann ist nicht Ihr Sohn? Aber er könnte es sein, denn er scheint noch sehr jung zu sein.«

Mitonneau's Gesicht besänftigt sich und er antwortet:

»Ja wohl, streng genommen könnte er mein Sohn sein. Für wie alt halten Sie ihn?«

»Für fünfzehn bis sechzehn Jahre.«

»Ich bin bald zwanzig!« antwortet Anatol, den Kopf aufrichtend, um recht groß zu scheinen.

»Zwanzig! Wahrhaftig, das sieht man Ihnen nicht an. — Nicht wahr, Amenophise, der Herr sieht nicht älter aus als sechzehn?«

Statt diese Frage zu beantworten, erwiedert Amenophise:

»Ich will auf den Casinoball gehen; man sagt, man findet dort am meisten chic.«

Anatol stößt seinen Begleiter an und flüstert ihm zu:

»Am meisten chic! Was heißt das? Ich kenne das Wort nicht.«

»Chic! — Warten Sie; es ist ein neues, aber in Paris sehr viel gebrauchtes Wort. Ich glaube, daß es so viel heißt als schöne Welt.«

»Ich werde mir's merken, um mich nach der Mode ausdrücken zu können.«

X.

Zwei Berühmtheiten.

»Amenophise, Du hast meine Frage nicht beantwortet,« fährt Madame Mogador fort. »Ich habe Dich gefragt, wie alt dieser junge Herr, der ein so hübsches Gesicht hat, wohl sein mag? Er sieht wirklich aus wie ein Mädchen in Mannskleidern. Ich glaube die Déjazet in »Gentil Bernard« zu sehen.«

Anatol erröthet vor Freude; Mitonneau reibt sich die Nase. Amenophise wirft auf ihren Nachbar einen gleichgiltigen, aber schnell lebhafter werdenden Blick und antwortet:

»Ja, es ist wahr, er sieht aus wie ein Mädchen. Er ist noch schüchtern, er mag uns nicht ansehen. — Ah, mein Gott, er wechselt die Farbe — er wird ganz blaß.«

»Wirklich, Sie sind doch nicht krank, mein Herr?«

»Es hat nichts zu bedeuten, Madame — ich fühle mich nur etwas beklommen.«

»Wie, beklommen?«

»Es ist seine Schuld, Madame,« sagt Mitonneau; »mein junger Freund ist nicht vernünftig. — Wir sind diesen Morgen in Paris angekommen, und kaum haben wir gefrühstückt, so geht er zu einem Kuchenbäcker, dann zu einem Conditor. Er füllt seinen Magen mit Kuchen, überzuckerten Kastanien, Chocoladenconfect. — O, stoßen Sie mich nur an, lieber Freund, ich sage die Wahrheit. Wenn Sie krank werden, so soll man wissen, daß es nicht meine Schuld ist. Ich hatte Sie gewarnt. — Sehen Sie, Madame, da ist noch der Papiersack mit den überzuckerten Castanien. Der Sack war zweimal größer, und Chocolade habe ich auch noch in der Tasche.«

»Es ist wohl zu entschuldigen, wenn man gern Süßigkeiten ißt,« erwiedert Madame Mogador, indem sie den Papiersack nimmt und einer sorgfältigen Inspection unterzieht. »Es sind noch ziemlich viele darin.«

»Wenn Ihnen gefällig ist, meine Damen, so mache ich mir ein Vergnügen, Ihnen davon anzubieten.«

»O ja, ich esse die überzuckerten Kastanien sehr gern, ich will davon kosten.«

»Mogador, Du wirst mir doch auch welche geben. Ich kenne Dich, Du bist im Stande, Alles zu essen.«

»Du bist recht unausstehlich, Kind. — Junger Herr, wenn Ihre Uebelkeit nicht vergeht, so müssen Sie nicht Mandelmilch, sondern Branntwein, Cognac trinken. Glauben Sie mir, das wird Ihnen wohl thun.«

»Madame hat Recht,« sagte Mitonneau. »Garçon, ein Gläschen Branntwein!«

»Garçon, mehrere Gläschen!« ruft Madame Mogador.

»Ich werde dem jungen Herrn Gesellschaft leisten, ich habe auch Magendrücken.«

Der Aufwärter bringt eine Krystallflasche Branntwein. Madame Mogador schenkt ein und stürzt rasch ein Glas voll hinunter — zum größten Erstaunen Anatols, der noch nie eine Dame so trinken sah.

»Ganz famös«, sagt die kupferige Dame und schenkt sich noch ein Gläschen ein. — »Wie, meine Herren,« setzt sie hinzu, »Sie sind erst diesen Morgen in Paris angekommen? Dann kennen Sie uns noch nicht. Sie haben keine Ahnung, daß Sie mit zwei der größten Berühmtheiten der Hauptstadt sprechen.«

Mitonneau und sein Begleiter stehen auf und verneigen sich ehrerbietig.

»Entschuldigen Sie, meine Dame, wir wußten nicht, daß wir die Ehre haben —«

»Meine Herren, Sie sehen in mir die berühmte Mogador von Palästina, und meinen Zögling Amenophise von Saint-Jean-d'Acre. Sie haben doch wenigstens von uns gehört?«

»Nein, meine Damen.«

»So? In welchem Neste leben Sie denn? Wir sind ja auf dem ganzen Universum bekannt — und in allen fünf Welttheilen — denn jetzt gibt es deren fünf.«

»Meine Damen, wir kommen von Montpellier, es ist kein Nest, sondern eine sehr angenehme Stadt.«

»Wo man vermuthlich nicht weiß, was in Paris Furore macht. Denn wir Beide, wie Sie uns hier sehen, machen Furore. Wir können die Leute, die uns zu Hause consultiren

oder uns holen lassen, nicht befriedigen. Heute werden wir bei der Gräfin Krakinuski erwartet.«

»Entschuldigen Sie, schöne Dame, was treiben Sie für ein Geschäft?«

»Ja richtig, er weiß nicht, wer wir sind. — Hier ist unsere Adresse. Lesen und glauben Sie.«

Die große Dame zieht aus ihrer Tasche mehrere Adressen und wirft sie auf den Tisch. — Die beiden Fremden lesen:

»Die berühmte Mogador von Palästina, Magnetiseuse erster Classe, befindet sich wieder in Frankreich mit ihrem Zöglinge Amenophise von Saint-Jean-d'Acre, einer sehr hellsehenden jungen Somnambüle, die zu jeder Stunde unter der Leitung der Madame Mogador in Schlaf versinkt. Die überraschendsten und außerordentlichsten Thatsachen, die verborgensten Geheimnisse sind von dieser wunderbaren Somnambüle entdeckt worden; denn ihr entgeht nichts. Einem Kranken sagt sie auf der Stelle die Ursache des Uebels und der anzuwendenden Heilmittel. — Sitzungen jeden Abend von acht bis zehn Uhr. — Es werden auch besondere Sitzungen gehalten; auf Verlangen auch außer der Wohnung: Passage du Jeu-de-Boules, im Bäckerhause.«

»Sieh da, Mademoiselle ist eine Nachtwandlerin!« sagt Anatol verwundert, als er die Adresse gelesen hat. »Ich war auch ein Nachtwandler, als ich klein war; in meinem neunten und zehnten Jahre stand ich in der Nacht oft auf und ging im Zimmer umher; aber man hat mir einigemale die Ruthe gegeben, und das Nachtwandeln hörte auf.«

Amenophise fängt an zu lachen und sagt:

»Ha, ha! Das ist köstlich! Er hält sich für einen Somnambülen, weil er die Ruthe bekommen hat!«

»Junger Mann,« fügt Madame Mogador mit ernster Miene hinzu, nachdem sie einen zweiten Schnaps getrunken; »es ist hier nicht vom Nachtwandeln die Rede, sondern vom magnetischen Schlaf, in welchem man unendlich weit sieht, in die Vergangenheit zurückblickt, und deutlich erkennt, was in dem Magen anderer Leute vorgeht. — In diesen hellsehenden Zustand versetze ich Amenophise, wenn ich sie magnetisirt habe. Verstehen Sie jetzt?

»Nein, Madame.«

»Fürwahr, Sie müssen eine sehr mangelhafte Erziehung genossen haben. Sind Sie denn in Montpellier nicht —«

»Ich habe vielerlei gelernt: Lotto, Vingt-et-un —«

Die beiden Berühmtheiten brechen in ein lautes Gelächter aus. Anatol ärgert sich, denn er denkt, man verspotte ihn. Mitonneau lacht mit den Damen; denn es ist ihm gar nicht unlieb, daß man seinen Reisegefährten für dumm hält.

»Sie müssen ihn entschuldigen, meine Damen,« sagt er schmunzelnd; »er ist von seiner Großmutter erzogen worden, und ihr fast nicht von der Seite gekommen. Aber in Paris wird er sich schon ausbilden.«

»Nicht zu wissen, was Magnetismus ist! — Die schönste Entdeckung, die man vor den Eisenbahnen gemacht hat. — Besuchen Sie uns, junger Mann. — Ei, es sind keine überzuckerten Kastanien mehr da. — Wohnen Sie unseren Sitzungen bei, und Sie werden verwundert, er-

staunt, verblüfft sein. Sie werden die Kraft des Magnetismus kennen lernen.«

»Aber immer schlafen!« sagt Amenophise; »das wird am Ende langweilig.«

Anatol antwortete nichts mehr; er fühlte sich sehr unwohl, aber er mochte es nicht sagen.

Plötzlich trübt sich das Wetter, und der Regen fällt in Strömen.

»Mein Gott, da regnet es!« sagt Madame Mogador. »Und wir sind ohne Regenschirm ausgegangen und haben schon Toilette gemacht; denn wir gehen zu einer Gräfin, da muß man sich doch ein bischen aufputzen.«

»Es hat nichts zu bedeuten. — Schade, daß Du alle überzuckerten Kastanien gegessen hast. — Haben Sie keine mehr, mein Herr?«

Diese Frage richtete die junge Somnambule an Anatol. Der junge Mann sagt zu seinem Begleiter:

»Sie haben den Papiersack mit Chocoladeconfect in der Tasche; geben Sie mir ihn doch.«

»Ich finde diese Damen etwas zudringlich,« denkt Mitonneau; »aber Berühmtheiten können sich schon Manches erlauben, was gewöhnliche Menschen nicht thun würden.«

Und Mitonneau überreicht seinen Papiersack, in welchem fast alle Bonbons zerdrückt sind. Dies hindert aber die beiden Damen nicht, tüchtig zuzugreifen.

»Es schmeckt doch,« meint Madame Mogador. »Noch ein Gläschen, junger Herr!« sagt sie zu Anatol, nachdem sie sich selbst das dritte Glas eingeschenkt. »Es wird Ihnen wieder ganz wohl werden.«

»Nein, Madame, ich danke Ihnen; ich finde, daß ich es nicht gut vertrage. Ich glaube, es wäre gut, uns in unsern Gasthof zu begeben.«

»In diesem Wetter können wir nicht fortgehen,« entgegnet Mitonneau. »Sehen Sie nur, es regnet stärker.«

»Aber es ist mir sehr übel — ich will zu Bette gehen.«

»Das ist eine schöne Geschichte! Ein hübscher Anfang in Paris! — Da sehen Sie die Folgen der Freßsucht. Wenn Sie meinen Rath befolgt hätten —«

»Mein lieber Herr, zanken Sie Ihren Zögling nicht aus. Denn er muß Ihr Zögling sein. Ich wette, daß Sie Professor der todten Sprachen sind.«

»Nein, Madame, ich bin kein Professor,« antwortet Mitonneau verdrießlich; »ich kümmere mich weder um die todten noch um die lebenden Sprachen. Ich bin zu meinem Vergnügen nach Paris gekommen, und der hier anwesende junge Anatol Desforgeray ist mit mir gekommen.«

»Anatol Desforgeray!« flüstert die Magnetiseuse ihrer Somnambüle zu. »Merke Dir den Namen, um Dich desselben zu bedienen, wenn ich Dich eingeschläfert habe und Dich befrage.«

»Die Großmama dieses jungen Mannes hat ihn mir anempfohlen; das ist recht schön — aber wenn er mich nicht anhört, so stehe ich für nichts mehr.«

»Lieber Herr Mitonneau, ich brauche Sie nicht, um mich in den Gasthof zu begeben. Gehen Sie spazieren, wenn's Ihnen angenehm ist. Ich bin krank und nehme einen Wagen.«

»Sie wollen einen Wagen nehmen?« sagt Mogador. »Dann haben Sie wohl die Güte, mich und Amenophise bei der Gräfin abzusetzen; denn man erwartet uns, und zu Fuß können wir den Weg nicht machen.«

»Das sage ich auch,« setzt Amenophise hinzu; »in solchem Wetter können's nur Frösche aushalten. Wir würden bei der Ankunft zu sehr abgekühlt sein.«

»Madame, ich werde Sie absetzen, wo Sie wünschen. Wo sind wir hier? Wie heißt dieser Boulevard?«

»Der italienische.«

»Unser Gasthof ist auf dem Boulevard Sebastopol, nahe an der Rivolistraße. Und wohin wollen Sie, Madame?«

»Die Gräfin wohnt in der Rue du Bac — es ist auf Ihrem Wege, Sie machen nur einen kleinen Umweg.«

»Und wenn's auch nicht auf meinem Wege wäre, so würde ich mir doch ein Vergnügen daraus machen. Ach, wie übel ist mir!«

»Sie müssen sogleich einen Wagen kommen lassen.«

Der Kellner wird gerufen. Die Damen bezahlen ihre Bavaroise, die Herren das was sie genommen haben und außerdem noch die von Mogador getrunkenen Schnäpse. Nach fünf Minuten erst fährt ein Wagen vor; denn bei Regenwetter ist es nicht leicht, einen zu bekommen. Die Damen steigen schnell ein; Anatol und Mitonneau ebenfalls. Denn der letztere hat sich besonnen; er hält es nicht für schicklich, seinen kranken Reisegefährten zu verlassen. Ueberdies konnte er in dem Regenwetter nicht spazieren gehen.

Die beiden Berühmtheiten haben natürlich den Rück-

sitz eingenommen. Anatol sitzt der Madame Mogador gegenüber, und Mitonneau vor der jungen Somnambüle, mit der er zu liebäugeln beginnt; allein seine Bestrebungen, den Angenehmen zu spielen, werden nicht bemerkt. Amenophise lächelt Anatol an und sagt zu ihm:

»Nicht wahr, Sie werden diesen Abend kommen und unseren Sitzungen beiwohnen? Sie haben doch unsere Adresse?«

»Ja wohl, Mademoiselle. Ich werde sie gewiß nicht verlieren.«

»Und wenn Sie etwas verlieren sollten, junger Mann,« setzte Madame Mogador hinzu; »oder wenn Sie bestohlen werden — was in großen Städten oft geschieht — so kommen Sie geschwind zu uns; ich schläfere Amenophise ein, und sie wird sogleich den Dieb ausfindig machen.«

»Was, im Schlafe vermögen Sie das?«

»Ei, lieber Freund, es ist die Kindheit der Kunst! Ich möchte etwas darum geben, daß Sie bestohlen würden — oder Ihr ehrenwerther Vormund und Sie würden dann sehen, was der thierische Magnetismus vermag.«

»Ich möchte lieber nicht bestohlen werden,« antwortet Mitonneau, der sich ärgert, von der Dame »ehrenwerther Vormund« genannt zu werden, und noch mehr, daß die junge Somnambüle, statt seine Anmuthsbestrebungen zu beachten, unaufhörlich Anatol ansieht.

Nach einigen Minuten jedoch wird das Uebelbefinden des jungen Fremden durch das Schaukeln des Wagens beträchtlich vermehrt; er wechselt die Farbe und vermag sich kaum aufrecht zu halten.

»Ach, mein Gott, er wird krank!« sagt Amenophise, über Anatols Blässe erschrocken.

»Was fehlt Ihnen denn, junger Mann?« fragt die kupferrothe Dame; »Sie verdrehen ja die Augen wie ein Kaninchen im Käfig.«

»Madame, ich kann den Branntwein nicht vertragen, ich hätte keinen trinken sollen.«

»Was, ein kleines Gläschen! Sind Sie denn noch kein Mann? Sie müssen's abschütteln.«

»Ach, der Wagen schüttelt mich nur zu sehr — und —«

Anatol kann nicht mehr sagen, die Stimme wird ihm in der Kehle erstickt. Er neigt sich zur Wagenthür, aber zu spät, und die berühmte Magnetiseuse empfängt auf ihrem Kleide einen großen Theil der aufsteigenden Rakete.

Madame Mogador schreit laut auf:

»O entsetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet — mein schönstes Seidenkleid ist verdorben; was soll aus uns werden! Und Du lachst, Amenophise! Du herzloses Geschöpf findest meinen Zustand komisch!«

»Mein Gott, es ist nicht meine Schuld. Ha! ha! ha! beinahe hättest Du Alles ins Gesicht bekommen.«

Anatol, den dieses unerwartete Ereigniß sehr erleichtert hat, erschöpft sich in Entschuldigungen, und Mitonneau sagt zu ihm:

»Sehr hübsch! Sie fangen in Paris gut an! Man führt Sie in Gesellschaft, damit Sie sich so gegen Damen benehmen!«

»Das ist noch nicht Alles,« fügt Madame Mogador hinzu. »Ich kann nicht mehr zu der Gräfin gehen — und ich

habe nicht Lust, ein prachtvolles Kleid durch die Schuld dieses Herrn zu verlieren.«

»Madame, ich werde den Schaden, den ich Ihnen gethan, ersetzen — ich werde bezahlen was Sie —«

»Das will ich hoffen, junger Mann. Sie müssen mir ein Kleid zu demselben Preise bezahlen. Sehen Sie nur, das Waschen hilft nichts, es bleiben Flecke zurück.«

»Sagen Sie mir, wie viel ich Ihnen schuldig bin.«

»Dieses Kleid hat vierhundert Francs gekostet; da ich es schon etwas getragen habe, will ich es Ihnen für dreihundert lassen.«

Amenophise stößt ihre Begleiterin mit dem Ellbogen an, um sie an Bescheidenheit gegen den unerfahrenen jungen Fremden zu mahnen; aber Madame Mogador wirft ihr einen Blick zu, mit welchem sie sie magnetisiren zu wollen scheint. Anatol zieht seine Brieftasche hervor, nimmt dreihundert Francs heraus und überreicht sie der Dame. Diese steckt das Geld schnell in eine lederne Tasche mit stählernem Schloß.

»Jetzt,« sagt sie, »wollen wir bei dem nächsten Färber aussteigen; ich will mich reinigen und desinficiren lassen — Ha, dort bemerke ich einen Färber. — Kutscher, halten Sie vor dem Laden dort!«

Der Wagen hält an, die beiden Damen steigen aus.

»Soll ich Sie erwarten?« fragt Anatol verlegen.

»Nein, nein, es ist nicht nöthig. — Das Reinigen wird vielleicht lange dauern. Fahren Sie nur nach Hause, junger Mann.«

»Und Sie werden bald kommen,« sagt die junge Somnambule.

Die Damen gehen zu dem Färber. Der Fiaker fährt weiter und Mitonneau sagt zu seinem Begleiter:

»Ich hoffe, daß Sie diese sogenannten Berühmtheiten nicht besuchen werden. Es scheint nicht viel mit ihnen zu bedeuten. Und dreihundert Francs läßt sich die Kupfernase für ein Kleid zahlen, das höchstens vierzig werth war! — Lieber Freund, wenn Sie so fortfahren wie heute, so werden Sie mit den tausend Thalern nicht weit kommen.«

Anatol antwortet seufzend:

»Es war ein Unglücksfall. So etwas soll mir nicht wieder geschehen, ich will keinen Kuchen, kein Zuckerwerk und keine Kastanien mehr essen. — Ach, es ist mir noch übel!«

»Gott sei Dank, da sind wir zu Hause. — Trinken Sie Thee und essen Sie bis morgen nichts mehr.«

Es hat inzwischen aufgehört zu regnen und Mitonneau empfiehlt seinen jungen Reisegefährten den Wirthsleuten und verläßt den Gasthof.

»Ich gehe lieber ohne den Gelbschnabel,« sagt er tief aufathmend; »man hält mich für seinen Vater, für seinen Vormund oder Lehrer. Die Sache wird mir langweilig. Wenn er bei mir ist, läßt man die Reize meiner Physiognomie ganz unbeachtet; seine zwanzig Jahre stellen mich in Schatten. Jeder für sich! Ich bin nach Paris gekommen, um mich zu unterhalten, Telemach möge sich verlieren, ich will nicht mehr Mentor sein.«

XI.

Bouquinard und Sohn.

Anatol freut sich, als er erfährt, daß sein Reisegefährte ausgegangen ist; denn so wenig wie der ältere Mann seine Mentorrolle weiterspielen wollte, war auch der jüngere gesonnen, immer Jemand bei sich zu haben, der ihn zurechtwies und ihn hindern konnte, nach seinem Gefallen zu handeln. Kurz, jeder der beiden Fremden wollte wo möglich ungestört dumme Streiche machen.

Bei dem Jünglinge war dieser Wunsch ganz natürlich, bei dem Manne von reifem Alter weniger; aber man macht ja in jedem Alter dumme Streiche, und im Grunde sind gerade die Leute, welche nie eine Thorheit begehen, vielleicht am wenigsten vernünftig.

Während Anatol zur Magencur Thee trinkt, sagt er zu sich:

»Herr Mitonneau ist nicht so artig, wie ich glaubte. Er verbietet mir Alles, fürchtet sich vor Allem. Mußte ich doch im Waggon einen andern Platz einnehmen, weil meine Knie mit den Knien der vor mir sitzenden hübschen Dame in Berührung kamen. Er nimmt es übel, wenn ich in einen Laden treten will, wo ich ein schönes Mädchen sehe. Wäre er nicht bei mir gewesen, so würde ich mit der Verkäuferin mehr geplaudert und nicht so viel Kuchen gegessen haben. Er verlästert die beiden Damen, die wir im Kaffeehause trafen; die jüngere sah mich gar freundlich an, der anderen habe ich das Kleid verdorben und mußte natürlich meine Dummheit bezahlen. Ich weiß nicht, ob drei-

hundert Francs für ein seidenes Kleid zu theuer ist; aber ich weiß, daß ich reich bin. Die Großmama sagte mir ja: »Wenn Du Geld brauchst, so schreibe mir, lieber Junge; ich werde Dir sogleich schicken, was Du nöthig hast.« — Es wäre also lächerlich gewesen, wegen des Kleides zu handeln. — Dann sagt mir Mitonneau: »Machen Sie nie verheirateten Frauen den Hof, die Männer würden Sie umbringen. Sehen Sie kein Fräulein aus gutem Hause scharf an, die Väter oder Brüder würden über Sie herfallen. Spielen Sie nie den Angenehmen bei einem Frauenzimmer, das einen Geliebten hat, denn dieser würde Ihnen den Garaus machen.« — Aber was bliebe mir dann übrig? Wem könnte ich meine Huldigungen darbringen? — O, die Pariserinnen sind reizend! Wie leicht und ungezwungen ist ihre Haltung! Wie vielsagend ihre Blicke! Wie zauberisch ihr Lächeln! Sie gefallen mir alle.«

Anatol bleibt den Abend in seinem Zimmer. Er hat sich Zeitungen kaufen lassen; er liest begierig alle Artikel, die vom Theater handeln; er studirt alle Reclamen, und als Neuling glaubt er Alles, was er liest.

»O, wie viel ist hier zu sehen,« sagt er erstaunt. »Es ist gut, daß ich jetzt nach Paris gekommen bin; alle Theater ernten großen Beifall, alle sind gedrängt voll. Alle Stücke scheinen Meisterwerke zu sein. — Und die Bälle! Hier steht es ja: Die Oper ist immer der Sammelplatz der eleganten Welt; hier finden sich unter der Maske die vornehmsten Damen ein, um sich eine Weile zu zerstreuen und Jemand zu necken. — Das Casino ist überfüllt; die neuen Tänze werden in großer Vollkommenheit ausgeführt; es wimmelt von schönen Damen.« — O, das Casino

werde ich recht oft besuchen. — Und weiter heißt es: »Valentino hat ein herrliches Orchester, man spielt hier die neuesten Quadrillen; dieser Ball ist immer noch sehr beliebt.«

»Ich gehe zum Valentino. Ich will die neuesten Quadrillen hören. — Ich will sehen, was es sonst noch gibt. — Saal Barthélemy. Prächtiges Local. Es wird die »Schäker- und Schäkerinnen-Quadrille« gespielt. — Das muß wunderhübsch sein. In Montpellier habe ich nie von Schäkerinnen gehört. — »Porte Saint-Martin. Große Tombola, Bonbonsregen, Quadrille, von den ersten Künstlern des Corps de Ballet getanzt.« — Die Künstler muß ich tanzen sehen; vielleicht kann ich mit den Damen tanzen. Ja, ich gehe hin — ich gehe überall hin!«

Und Anatol wird von den Reclamen in süßen Schlaf gewiegt.

Am andern Morgen erfährt er, daß sein Reisegefährte schon ausgegangen sei. Anatol steht schnell auf und kleidet sich an.

»Ich will auch ausgehen, bevor er zurückkommt,« sagt er schmunzelnd; »dann begegnen wir uns nicht.«

Bald hat er seine Toilette beendet. — Er geht zum Frühstück nicht wieder in das Kaffeehaus, wo er gestern gefrühstückt, um nicht wieder mit Mitonneau zusammenzutreffen.

»Ich weiß nicht, wie ich den Tag verwenden soll,« sagt er zu sich; »ich will mich meines Besuches bei Herrn Bouquinard entledigen. Der andere Auftrag, den mir die Großmama gegeben, ist so schwierig, daß ich nicht weiß,

wie ich die Sache angreifen soll. Doch damit hat es keine Eile.«

Da Anatol die Stadt nicht kennt, so nimmt er ein Cabriolet und fährt zu Bouquinard, dessen Adresse auf dem Briefe steht.

Der vormalige Buchhändler wohnte in Faubourg Saint-Germain, in einem alten Hause der Tournonstraße.

Anatol geht unter einer großen Einfahrt hindurch und über einen geräumigen Hof, in welchem das Gras so üppig wächst, wie in den Straßen von Versailles. Ein alter Hausmeister zeigt ihm hinten im Hofe eine Treppe mit dem Bemerken:

»Im Zwischenstock, die Thür rechts. Herr Bouquinard ist zu Hause.«

Anatol begibt sich in den Zwischenstock und findet eine Thür, die nicht verschlossen ist. Er tritt in ein großes Vorgemach, dessen ganze Einrichtung aus zwei Stühlen und einem bedeutenden, in Fächern aufgestellten Büchervorrath besteht.

»Wenn Herr Bouquinard auch nicht mehr Buchhändler ist,« sagt Anatol zu sich, »so scheint er doch noch ein großer Bücherfreund zu sein. Eine schöne Bibliothek, man hätte Jahre lang daran zu lesen. — Aber ich sehe Niemand hier.«

Als sich der junge Mann eben entschließt, eine andere Thür zu öffnen, hört er zwei Stimmen; und da sehr laut gesprochen wird, so entgeht ihm kein Wort.

Anatol bleibt unwillkürlich stehen, denn er fürchtet, ein dem Anscheine nach sehr lebhaftes Gespräch zu stören; aber er kann nicht umhin, Folgendes zu hören:

»Ich sage Dir noch einmal, daß Du ein Narr bist! — Und merke Dir wohl, daß ich damit nicht sagen will, Du seiest ein Rindvieh. Besser wär's immer noch, denn ein Rindvieh weiß manchmal noch Geld zu verdienen; Du hingegen verstehst es nur zu verthun. Du hast es mit dem Buchhandel versucht; das Geschäft gefiel Dir nicht. Ich weiß wohl, daß es jetzt ungemein schwierig ist und daß die verwünschten kleinen Groschenzeitungen mit Illustrationen dem Buchhandel großen Schaden thun; aber das wird nur eine Zeit lang dauern. Die wahren Bücherfreunde, die Bibliotheken haben, kaufen solchen Schund nicht, der die Augen verdirbt und die Hände beschmutzt, weil die Druckerschwärze an den Fingern kleben bleibt. Aber es kommt noch besser: Du willst Schriftsteller sein und Bücher machen! Ein schönes, einträgliches Geschäft!«

»Hören Sie doch nur, Vater —«

»Und das Schönste ist, daß ich Dir dein Geschmiere abkaufen soll. Du weißt doch, daß ich keine Romane mehr verlege —«

»Das thut ja nichts, Vater; Sie können mir meinen Roman abkaufen und an einen Andern wieder verkaufen. Dabei gewinnen Sie.«

»Gewinnen, Du glaubst, ich würde dabei gewinnen! Ruiniren werde ich mich, willst Du sagen.«

»Sie können sich nicht ruiniren, wenn Sie mir hundert Thaler für mein Manuscript geben. Sie werden gestehen, dreihundert Francs für einen Roman in vier Bänden ist spottwohlfeil.«

»Spottwohlfeil! dreihundert Francs! — Man sieht wohl, daß Du den Werth des Geldes nicht kennst. Was

nicht zu verkaufen ist, bezahlt man immer zu theuer. Und zu dem Honorar muß man noch Papier, Druck und Broschiren rechnen.«

»Alles dies ist nicht so theuer, wie Sie sagen; mir dürfen Sie das nicht aufbinden, ich habe ja das Geschäft erlernt.«

»Ich glaubte, Du hättest nichts davon behalten. — Geh mit deinem Roman zu einem meiner vormaligen Collegen, mache ihn glücklich damit, und gib deinem Vater nicht den Vorzug.«

»Sie wissen wohl, wie sie alle sind: sie weisen mein Manuscript zurück, weil ich nicht bekannt bin, weil ich noch keinen Namen habe.«

»Und ich soll dümmer sein, als die andern Verleger! Schönen Dank für die gute Meinung, die Du von mir hast.«

»Es ist bekannt, daß Sie nicht dumm sind; Sie sind im Gegentheil sehr klug, und deshalb sollten Sie nicht dasselbe Lied anstimmen wie die Anderen, Sie sind ja für den Fortschritt.«

»Ha, der Schlingel! — Da schmeichelt er mir, um mich zu kirren. — Aber es wird Dir nicht gelingen, dein Roman würde ein Seitenstück zu dem Ladenhüter werden, der dort im Vorzimmer seiner Erlösung harrt. Leider hatte ich fünfhundert Exemplare davon drucken lassen — ich weiß nicht, was ich damals dachte. Ich habe zweiundzwanzig Exemplare verkauft, folglich bleiben mir vierhundert achtundsiebzig Exemplare in zweitausend dreihundert neunzig Bänden, die unfehlbar bei dem Gewürzkrämer ihre Lauf-

bahn vollenden werden. — Was, glaubst Du, das sei Gewinn?«

Anatol konnte nicht unterlassen, einen Blick auf die Titel der ihn umgebenden Bücher zu werfen, und er sieht mit Erstaunen, daß es überall derselbe ist.

Herr Bouquinard Vater fügt hinzu:

»Und hatte doch einen hochtönenden Titel — einen Titel, der in acht Tagen eine neue Auflage hätte nöthig machen müssen: »Der belebte Leichnam oder die Arsenikbrüder.« Das war doch gewiß ein Titel, der die Nerven anpackt!«

»Vater, ich kann versichern, daß man solcher haarsträubenden Geschichten überdrüssig ist. Gespenstergeschichten waren gut zur Zeit der Anna Radcliff, welche wenigstens ein vernünftiges Maß hielt; aber seitdem ist das Publicum damit übersättigt worden. Wie kann man von den Lesern auch erwarten, immer so dumm zu bleiben, wie die Kinder, die vor den Ammenmärchen schaudern?«

»Ich erwarte es nicht; aber wenn sie einmal so sind, muß man sie nach ihrem Geschmack bedienen.«

»Verlassen Sie sich darauf, der Geschmack am Schauerlichen ist vorüber.«

»Und wie heißt dein Roman?«

»Adolphine.«

»Was, Adolphine — und sonst nichts?«

»Mich dünkt, es sei genug.«

»Ein bloßer Name — ein weiblicher Name soll die Neugierde wecken? — Es gibt ja nichts Gewöhnlicheres, Abgedroscheneres. Es sind die gelben Rüben einer Suppe.«

»Wenn die Rüben gut sind, ißt man sie gerne.«

»Geh mit deinem Roman! — Adolphine — und vier Bände über einen Roman zusammenzuschmieren! Wenn's noch bei einem Bande geblieben wäre.«

»Sie sagten mir vormals: Die Romane in einem Bande sind nicht gut zu verkaufen; überdies hatte ich Stoff genug für vier Bände.«

»Das Romanschreiben hat Dir deine Tante in den Kopf gesetzt. — Die alte Närrin hat nie Weltklugheit besessen.«

»Vater, ich achte meine Tante, bei der ich täglich speisen kann, wenn ich will. — Es wird freilich oft Huhn mit Reis gegessen, und das ist eben nicht unterhaltend — aber es ist doch besser als nichts.«

»Ich kann Dir nichts zu essen geben, ich habe keinen Haushalt mehr.«

»Das ist Ihnen bequemer.«

»Ueberdies in deinem Alter — Du bist siebzehn Jahre alt — muß man sich selbst genügen.«

»Ich genüge mir schon, wenn ich Geld habe. — Kaufen Sie mir mein Manuscript ab, es wird Sie nicht gereuen. Und wer weiß, durch Sie wird Ihr Sohn vielleicht ein berühmter Schriftsteller; Sie wissen ja, daß nur der Anfang schwer ist. — Geben Sie mir zweihundertfünfzig Francs, dann will ich mich begnügen.«

»Nein, für einen Roman, der den einfach dummen Titel »Adolphine« führt, gebe ich keinen Sou.«

»Dann würden Sie zu Frau von Staël gesagt haben: Einen Roman, der den einfach dummen Titel »Corinna« führt, will ich nicht.«

»Frau von Staël hatte schon mehr geschrieben; sie hatte bereits einen Namen, als »Corinna« erschien.«

»Und Walter Scott hatte, wenn ich nicht irre, vor seinem »Waverley« noch keinen Roman geschrieben. Einmal muß man doch den Anfang machen.«

»Walter Scott hatte seinen ersten Roman nicht unter seinem Namen herausgegeben.«

»Soll ich meinen Namen nicht nennen? Es ist mir gleichgiltig. Ich setze Mathieu Landsberg auf den Titel, wenn Sie wollen. — Geben Sie mir zweihundert Francs.«

»Ich kann meine Wohnung nicht mit Maculatur anfüllen, ich habe keinen Platz mehr.«

»Lassen Sie statt fünfhundert nur dreihundert Exemplare drucken. Die Auflage wird bald vergriffen sein.«

»Ja wohl, wie mein »belebter Leichnam«.

»Ich gestehe, Vater, daß mich der Titel abgeschreckt haben würde. Ich hätte mich beim Lesen eines Schauers nicht erwehren können. Unter uns gesagt, der Roman ist unter aller Kritik, ein dummes, abgeschmacktes Geschreibsel.«

»Das ist wahr; ich gestehe, daß er nicht gut ist.«

»Wie konnten Sie so etwas drucken?«

»Ich hatte das Manuscript nicht gelesen. Der Titel schien mir pikant. Und überdies bekam ich es umsonst.«

»So! deshalb nahmen Sie es? Umsonst!«

»Es ist von einem alten Herrn, der anfängt zu schriftstellern und bekannt werden will.«

»Man hat bald genug an seiner Bekanntschaft.«

»Von den zweiundzwanzig Exemplaren, die ich verkauft, hat er gewiß fünfzehn kaufen lassen.«

»Dann arbeitet er zu seinem Vergnügen. Ich verpflichte mich nicht, Ihnen Exemplare abzukaufen; aber Sie müssen ja meinen Roman nicht selbst drucken; Sie können ihn ja mit Nutzen wieder verkaufen. — Ich brauche Geld für den Carneval; geben Sie mir hundertfünfzig Francs.«

»Für den Carneval! Du willst dein Geld mit Balldirnen und liederlichen Gesellen vergeuden, statt bei Seite zu legen, zu sparen.«

»Um bei Seite zu legen, muß man erst etwas haben. Und Sie, lieber Vater, sind ja selbst ein eifriger Besucher der Maskenbälle.«

»Ich habe freien Eintritt; ich gehe hin, um den Abend auszufüllen.«

»Die Nacht, wollen Sie sagen. Und Sie plaudern mit den Dominos.«

»Man neckt mich, ich kann's nicht hindern.«

»Man hat Sie mit einem hübschen Domino am Arme gesehen; Sie schienen ein sehr interessantes Gespräch zu führen.«

»Das Erforschen des Unbekannten ist immer unterhaltend.«

»O, unterhalten Sie sich doch; ich bin weit entfernt, Ihnen einen Vorwurf darüber zu machen. — Sagen Sie, nehmen Sie mein Manuscript?«

»Du machst mit mir was Du willst. Ich will Dir hundert Francs geben, aber das Geld ist in's Wasser geworfen.«

»Hundert Francs für vier Bände! Fünfundzwanzig Francs für den Band! — Ja, Sie haben Recht, es wäre

ein trauriges Gewerbe. — Nun, geben Sie mir hundert Francs; aber wenigstens versprechen Sie mir das Doppelte für die zweite Auflage.«

»Die zweite Auflage! — Es ist wahrhaftig lächerlich. Ich werde froh sein, wenn ich ein Drittheil der ersten verkaufe.«

Das Gespräch hört nun auf, und Anatol glaubt nun eintreten zu können. Er öffnet die Thür und steht vor Bouquinard Vater und Sohn.

Bouquinard Vater ist ein Fünfziger, der aber seine Jahre unter einer hellbraunen, bis tief auf die Stirn herabgehenden, aber hinten zu kurzen Perrücke verbirgt. Er trägt einen Vollbart. Er ist klein von Statur, aber seine Haltung ist nicht gemein. Sein Gesicht ist voll Geist und Leben, um seinen Mund spielt ein etwas spöttisch lächelnder Zug. Er drückt sich sehr gut aus, und sein ganzes Benehmen zeigt Bildung.

Der Sohn, Armand Bouquinard, ist nach der Mode, aber etwas nachlässig gekleidet; er ist mittelgroß, ziemlich häßlich von Gesicht, aber seine Stirn ist hoch und schön geformt; seine kleinen, schwarzen Augen sind lebhaft und haben einen etwas spöttischen Ausdruck; das ganze Gesicht ist geistvoll und man übersieht die Unregelmäßigkeit der Züge, sobald er spricht.

Die beiden Herren sehen den eintretenden Fremden erstaunt an. Der Jüngere scheint kaum seine Lachlust zügeln zu können, als er das linkische, etwas blöde Benehmen Anatols bemerkt. Bouquinard scheint auf seinem Gesicht errathen zu wollen, was er bei ihm will.

XII.

Ein schlechtes Buch und ein guter Rath.

»Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich Sie störe,« stammelt Anatol und greift in die Brusttasche; »ich habe ein Empfehlungsschreiben an Herrn Bouquinard Vater.«

»Der bin ich,« antwortet der Exbuchhändler mit finsterer Miene. »Von wem ist das Schreiben?«

»Von meiner Großmama —«

»Darf ich fragen, wie Ihre Großmama heißt?«

»Madame Desforgeray — in Montpellier.«

»So, Madame Desforgeray? Eine sehr respectable Dame. Befindet sie sich wohl?«

»Ja, Herr Bouquinard.«

Das Gesicht Bouquinard's hat sich erheitert, denn er erinnert sich, daß Madame Desforgeray reich ist und daher gewiß kein pecuniäres Anliegen hat. Er nimmt den Brief und liest ihn, während sein Sohn zu Anatol sagt:

»Sie sind wohl eben erst in Paris angekommen?«

»Ja, ich bin erst seit gestern hier.«

»Und Sie waren noch nie hier?«

»Nein, noch nie.«

»Dann werden Sie ziemlich lange Zeit brauchen, um alle Annehmlichkeiten und Genüsse, welche diese Stadt bietet, kennen zu lernen. Es ist wirklich ein reizender Aufenthalt für Leute, die Geld zu verzehren haben.«

»O, Gott sei Dank, das Geld fehlt mir nicht.«

»Dann sind Sie glücklich. — Apropos, Vater, es

wäre mir lieb, wenn Sie mir meine hundert Francs auszahlten und mich entließen. Ich habe diesen Morgen noch mehrere Besuche zu machen.«

»Deine hundert Francs? Habe ich sie Dir noch nicht gegeben?«

»Sie wissen wohl, daß ich noch nichts erhalten habe.«

»Dann will ich sie Dir aufzählen. — Mein lieber Herr,« sagt Bouquinard, sich zu Anatol wendend, »Ihre respectable Großmama empfiehlt Sie mir und ersucht mich, Ihnen guten Rath zu geben, falls Sie zu Paris in eine mißliche Lage kommen sollten. Guten Rath werde ich Ihnen stets mit Vergnügen geben; mehr kann ich Ihnen nicht anbieten. Ich lade Sie nicht zu Tische, ich bin Witwer und habe keinen Haushalt, selbst mein Sohn speist nicht bei mir.«

»Meine Großmama sagte mir auch, Sie würden mir gute Lectüre empfehlen oder verschaffen können —«

»O ja, in dieser Beziehung können Sie auf mich zählen. — Sehen Sie, ich habe da ein neues, sehr viel gelesenes Werk, das ein beispielloses Aufsehen gemacht hat, es ist ein höchst geistvoller Roman.«

Bouquinard geht rasch in das Vorzimmer und nimmt aus den Fächern ein Exemplar des »belebten Leichnam«; dann überreicht er dem jungen Desforgeray die fünf Bände mit den Worten:

»Nehmen Sie das; Sie werden sehr zufrieden damit sein. Es ist von einem sehr beliebten Schriftsteller, der seinen Ruf verdient.«

Anatol macht ein sauersüßes Gesicht, als er den Ro-

man empfängt, über welchen Vater und Sohn vorhin gesprochen; aber er mag ihn nicht zurückweisen. Armand Bouquinard, der sich umgedreht hat, um dem Fremden nicht in's Gesicht zu lachen, wendet sich mit möglichst ernstem Gesichte zu seinem Vater:

»Gib mir doch mein Geld.«

»Ja, richtig, dein Geld.«

Bouquinard setzt sich vor seinen Schreibtisch, zieht eine Schublade auf, nimmt Geld heraus, zählt hundert Francs ab und legt sie auf den Tisch.

»Herr Bouquinard,« sagt Anatol, »wie viel kostet das Buch, das Sie mir gegeben haben?«

»Der neue Roman? Für Andere fünfundzwanzig Francs, aber da Sie mir empfohlen sind, zahlen Sie mir nur zweiundzwanzig Francs fünfzig Centimes.«

Während Anatol seine Brieftasche hervorzieht, sieht ihn Armand Bouquinard mitleidig an, und Bouquinard nimmt die abgezählten hundert Francs und legt sie wieder in die Schublade.

»Hier sind zweiundzwanzig Francs fünfzig Centimes,« sagt Anatol. »Sagen Sie mir auch gefälligst, welche Theaterstücke am sehenswerthesten sind.«

»Vater, schicke mich doch fort; Du weißt ja, daß ich meine hundert Francs erwarte. Du hast dann Zeit, mit dem Herrn zu sprechen.«

»Deine hundert Francs — ich habe sie Dir ja so eben aufgezählt?«

»Ja wohl, aufgezählt und auf den Tisch gelegt, aber wieder in den Kasten gelegt.«

»Nun, es ist wohl möglich — ich bin so zerstreut. Hast Du das Geld wirklich nicht erhalten?«

»Frage nur den Herrn hier. Du hingegen hast Geld empfangen, auf welches Du gewiß nicht gezählt.«

Bouquinard gibt seinem Sohne einen Wink; dann zieht er wieder die Schublade auf, nimmt das Geld noch einmal heraus, zählt die hundert Francs nach und gibt sie seinem Sohne.

»Jetzt hast Du sie,« sagt er mit einem Seufzer.

»Ja wohl, aber vorhin hatte ich sie nicht. Jetzt gehe ich. Man wird mir doch die Correcturbogen schicken?«

»O, so weit sind wir noch nicht!«

»Ich empfehle mich Ihnen.«

Der junge Bouquinard entfernt sich, nachdem er Anatol freundlich gegrüßt. Als er fort ist, sagt der vormalige Buchhändler zu dem letztern:

»Vor Allem möchte ich Ihnen rathen, mit diesem Jungen keinen Umgang anzufangen. Er ist kein böser Mensch und auch nicht dumm, aber er versteht nur Geld zu vergeuden und Andere zur Verschwendung zu verleiten. Er geht mit lustigen Brüdern um, die nichts thun, als rauchen, trinken und den Loretten nachlaufen — sogar mit Grisetten geben sie sich ab, denn es gibt noch Grisetten in Paris obgleich manche Schriftsteller behaupten, sie wären zugleich mit den King Charles verschwunden. Es ist ein Irrthum; nur kommen jetzt noch die Loretten dazu, eine Courtisanenrarität, die sich seit Kurzem stark verbreitet hat. Denken Sie sich, Armnd ist auf die tolle Idee gekommen, Bücher zu schreiben, Romane zusammenzustoppeln; er hält sich für einen Schriftsteller, weil er ein paar Artikel für kleine

Journale geschrieben hat. Alle jungen Leute wollen heutzutage schriftstellern; hüten Sie sich vor dieser Verirrung, junger Mann. Werden Sie lieber Maurer, wenn Sie Talent dazu haben.«

»Ich habe kein Talent zum Schriftsteller; aber Maurer will ich doch nicht werden.«

»Es ist nur ein Citat. Sie müssen Boileau gelesen haben, insbesondere seine »Art poétique«.

»Ich glaube wohl, daß ich Boileau gelesen habe, aber ich erinnere mich nicht mehr.«

»Sie fragen mich, was für Theaterstücke Sie sehen sollen. Mein lieber Herr, hinsichtlich unserer neuen Stücke würde ich in Verlegenheit sein, Ihnen einen Rath zu geben. Die besuchtesten sind oft die schlechtesten. Aber gehen Sie ins Théâtre français und ins Gymnase, da wird wenigstens gut gespielt, und gute Schauspieler erwerben einem mittelmäßigen Stücke oft großen Beifall. — Apropos, wenn Sie von Ihrer Großmama etwa Wechsel auf Paris erhalten, so könnte ich sie Ihnen escomptiren — ich bin Ihnen gern gefällig. Mit dem Namen Desforgeray ist man ganz unbesorgt; aber er müßte auf der Indossirung stehen.«

»Die Indossirung? was ist das?«

»Ich sehe wohl, daß Sie in Geschäften nicht sehr bewandert sind. Die Indossirung ist das, was auf die Rückseite eines Wechsels oder einer Anweisung geschrieben wird. Wenn die Unterschriften der Indossirung gut sind — merken Sie sich das, junger Mann, es ist sehr wichtig — wenn Sie der Zahlungsfähigkeit der Indossanten gewiß sind, so können Sie einen Wechsel als Zahlung annehmen.«

»Ich mache keine Handelsgeschäfte, Herr Bouquinard, und brauche mir keine Wechsel ausstellen zu lassen.«

»Wer weiß! Wenn Sie einem Freunde etwa Geld leihen, so muß er Ihnen einen Wechsel ausstellen.«

»Warum denn? Ich würde mich auf sein Wort verlassen.«

»Da würden Sie Unrecht haben, junger Mann. Wir sind ja Alle sterblich, Jung und Alt. Wenn Ihr Schuldner stirbt und Sie keinen Beweistitel in Händen haben, mit welchem Rechte wollen Sie dann von seinen Erben Ihr Geld fordern? — Ihre Großmama hat Ihnen gesagt, daß ich Ihnen guten Rath geben würde; merken Sie sich den guten Rath, den ich Ihnen gebe, und benutzen Sie ihn in vorkommenden Fällen. — Adieu, mein lieber Herr, ich halte Sie nicht länger auf, weil ich Geschäfte habe; die Zeit ist kostbar und man muß sie nicht unnütz verlieren, wie viele Leute thun. Besuchen Sie mich wieder, wenn Sie guten Rath brauchen, oder auch, wie schon gesagt, wenn Sie etwa Anweisungen haben, deren Betrag Sie sogleich zu haben wünschen — natürlich mit Abzug des Sconto, denn das Geld muß etwas eintragen, das ist seine Pflicht.«

»Aber meine Großmama sagte mir, Sie wären reich und hätten sich ganz von Geschäften zurückgezogen.«

»Reich? man ist nie reich. Das Schwierigste ist nicht immer der Gelderwerb, sondern das Zusammenhalten des Erworbenen, das Arbeitenlassen des Capitals. — Leben Sie wohl, Herr Desforgeray, oder vielmehr auf Wiedersehen!«

Anatol verläßt Bouquinard und trägt die fünf

Bände des »belebten Leichnam« unter dem Arme. Vor dem Hause bemerkt er Armand Bouquinard, der auf der Straße steht und lächelnd auf ihn zukommt.

»Ich habe Sie erwartet,« sagt er zur Anatol; »ich vermuthete wohl, daß Sie bei meinen Vater nicht lange bleiben würden. — Ich wette, daß er Ihnen gerathen hat, meinen Umgang zu meiden.«

»Wie können Sie denken —«

»Sagen Sie aufrichtig — es wird mich durchaus nicht ärgern.«

»Nun ja, Ihr Herr Vater sagte mir, ich würde durch Sie schlechte Bekanntschaften machen —«

»Daran erkenne ich den zärtlichen Vater! Aber er entblödet sich nicht, Ihnen schlechte Bücher zu geben.«

»Sie würden mich zur Verschwendung verleiten —«

»Und er schämt sich nicht, Ihnen zweiundzwanzig Francs fünfzig Centimes für dieses elende Geschreibse abzunehmen. Sie werden staunen — doch Sie werden es nicht über sich gewinnen können, es bis zu Ende zu lesen. Ich glaube, Ihr Verstand wird sich empören. — Nun, Sie haben wenigstens Papier zum Feueranzünden.«

»Ihr Herr Vater hat mir doch so weisen Rath gegeben — warum hat er mir denn einen so schlechten Roman verkauft?«

»Weil er vor Allem Geschäftsmann und dann erst Rathgeber ist, und weil ein guter Rath weder Papier noch Druck kostet; weil er der Verleger dieses Buches ist, und die Kosten nicht herausgebracht hat. Und im Gespräch mit Ihnen hat er gedacht: »Dieser Gimpel —« nein, entschuldigen Sie, ich wollte sagen: »Dieser junge Mann aus

der Provinz weiß nicht, welche Romane gut und welche schlecht sind; ich will ihm ein Exemplar von diesem aufhängen. — Jetzt werden Sie es begreifen, mein lieber Herr — ich habe Ihren Namen vergessen.«

»Anatol Desforgeray.«

»Handeln Sie nach Ihrem Belieben, lieber Herr Anatol. Aber wenn Sie einmal Lust haben sollten, mit lustigen Cumpanen, die sich dem Dienste der Venus, des Bacchus und der Musen gewidmet haben, Bekanntschaft zu machen, so besuchen Sie mich und meine Freunde. — Für den Augenblick wohnen wir Drei zusammen — ein durch die hohen Miethpreise gebotenes Sparsystem. — Kommen Sie, und ich glaube, daß Sie sich in unserer Gesellschaft nicht langweilen werden.«

Armand Bouquinard gibt Anatol seine Karte und nimmt freundlich Abschied von ihm.

XIII.

Eine Cigarre für Drei.

In einem Zimmer des sechsten Stockwerkes eines neuerbauten Hauses auf dem Boulevard Beaumarchais waren drei junge Leute versammelt.

Das Zimmer war ziemlich groß, und das Tageslicht hatte ganz ungehindert Zutritt, denn die beiden in den Hof gehenden Fenster waren ohne Vorhänge. Die Papiertapeten waren neu und sauber, aber sie bildeten fast die einzige Verzierung des Zimmers, dessen ganze Einrichtung aus einem Bett, ebenfalls ohne Vorhänge, einem ganz mit

Tintenflecken bedeckten kleinen Tisch, drei baufälligen Strohstühlen und einem kleinen Ofen bestanden. In die Wand hatte man mehrere große Haken eingeschlagen, an denen verschiedene Männerkleider hingen. Es war auch ein Camin im Zimmer, und auf der Platte stand ein kupferner Leuchter mit einigen Zündhölzchen.

Der Eingangsthür gegenüber war eine zweite, fast immer offene Thür, und durch diese sah man in ein großes Cabinet, dessen Einrichtung an Einfachheit mit jener des Zimmers wetteiferte, denn dieselbe bestand in einem Gurtenbett, einem irdenen Wasserkrug, einem an der Wand hängenden Brett mit Büchern, Brochüren und Manuscripten und einem Koffer, der von den Bewohnern des Cabinets wahrscheinlich als Stuhl benützt wurde.

Die jungen Leute, dem Anscheine nach zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, sind in einem keineswegs eleganten Negligé. Einer von ihnen, der sehr groß, blaß und mager ist, und etwas röthliches Haar hat, trägt eine weite graue Tuchhose, die an einigen Stellen sehr fadenscheinig ist, und eine Flanelljacke, welche schon eben so lange gedient zu haben scheint wie die Beinkleider. Der Kopf ist in ein turbanartig zusammengelegtes Tuch gehüllt. Die Gesichtszüge des jungen Mannes sind nicht unangenehm, seine blauen Augen sind mit langen Wimpern beschattet, welche unglücklicher Weise fast die Farbe seiner Haare haben; seine Nase ist etwas gebogen, sein Mund fein. Auffallend aber ist der ungemein wechselnde Ausdruck seines Gesichts; man sieht in seinen Zügen bald Sanftmuth, bald Spott, bald Heiterkeit, bald Wehmuth; ge-

wöhnlich aber verbirgt sich ein sarkastischer Zug hinter einer gutmüthigen Miene.

Diesem großen jungen Manne gegenüber steht ein sehr hübscher Junge mit braunen Augen, glänzend schwarzem Haar und etwas afrikanischer Hautfarbe; aber sein Kopf ist bildschön, ein echt italienischer Kopf, wie Paul Robert deren einige in seinem herrlichen Bilde: »Die Schnitter« dargestellt hat. Sein Anzug ist nicht bequemer als der des Andern, er besteht aus stark abgetragenen Beinkleidern von Sommerstoff, weiten, ausgetretenen Pantoffeln, einer ausgefaserten schwarzseidenen Weste und einem sehr kurzen Paletot.

Der Dritte ist Armand Bouquinard, den wir bereits kennen. Er ist etwas besser gekleidet, als die Andern. Er trägt einen langen blauen, rothgefütterten Schlafrock, der weder neu noch sauber ist, aber ihm doch ein ziemlich stattliches Aussehen gibt; dazu eine vormals schwarze, röthlich schillernde Sammtmütze und große Filzschuhe, die er mit Wohlgefallen betrachtete, wenn er sie mit den Pantoffeln seiner Genossen verglich.

Es war im Februar; der Barometer zeigte zehn Grade unter Null, und es war weder im Camin noch im Ofen eine Spur von Feuer. Trotzdem saß Armand Bouquinard vor dem Camin und streckte die Füße aus; er mochte wohl unwillkürlich seinen gewohnten Platz eingenommen haben oder sich einer süßen Täuschung hingeben. Die beiden Anderen stehen am Ofen und halten ihre Hände daran.

Der große Rothkopf ruft Armand zu:

»Nimm Dich in Acht! Du hältst die Füße zu weit in den Camin — Du verbrennst Dir die Pantoffeln.«

»Nun, meine Füße sind nicht mehr in Gefahr als eure Hände.«

»Wie wär's, Hippolyt, wenn wir deinen Koffer anzündeten? Er ist von gutem Holz und solid gearbeitet, wir würden uns lange daran wärmen können.«

Der hübsche Schwarzkopf, der auf den Namen Hippolyt antwortet, erwiedert mit komischem Pathos:

»Meinen Koffer verbrennen! Nein, das gebe ich nicht zu; er dient mir als Commode, als Secretär, sogar als Stuhl. Und wo sollte ich meine Garderobe, meine Wäsche, meine Sachen aufbewahren?«

»Mach doch nicht so viel Umstände mit deinen Sachen; Du kannst sie ja, wie wir, an die Kleiderstöcke hängen.«

»Du willst sagen: an die Haken, die wir in die Wand geschlagen haben; denn die Kleiderstöcke haben wir längst verbrannt. Aber Hemden hängt man nicht an einen Kleiderstock.«

»Es wäre eine Neuerung. — Sapperlot! heute ist's kalt — und nichts in dem dummen Ofen, der uns zu verhöhnen scheint, denn er ist fast immer kalt. — Armand friert nicht, er hat einen guten Schlafrock und Filzschuhe. Damit kann man der Kälte schon Trotz bieten.«

»Ich denke mehr an die Zukunft als ihr,« erwiedert Armand; »wenn ich Geld habe, verzehre ich nicht alles; ich denke an das Nothwendige — und als ich vor drei Wochen von meinem Vater hundert Francs für meinen Roman erhielt, kaufte ich mir diese Pantoffeln.«

»Denke Dir, Hippolyt, von diesen hundert Francs hat er fünfundvierzig für Fußsocken ausgegeben — und

den Rest hat er geschwind durch die Kehle gejagt! Das nenne ich an die Zukunft denken!«

»Du solltest doch nicht mit deiner Sparsamkeit prahlen, Victor. Deine Tante hat Dir vor Kurzem fünfzig Thaler geschickt — und Du hast Dir nicht einmal Strümpfe gekauft.«

»Wir wollen einander keine Vorwürfe machen, der Eine ist ja nicht besser als der Andere. Wenn wir Geld haben, gleitet es schnell durch die Finger, weil wir flott leben. In unserm Alter ist's natürlich —«

»Ja wohl; aber wenn man kein Geld hat, wär's sehr natürlich, etwas zu verdienen. Wir wohnen zusammen, haben gemeinschaftliches Licht und heizen gemeinschaftlich —«

»Ja, wenn wir heizen. In diesem Augenblicke ist's freilich nicht der Fall.«

»Wir haben unsere Möbeln zusammengestellt —«

»Die in diesem Zimmer vollkommen Platz hatten.«

»O, in den ersten Tagen waren wir ein bischen beengt.«

»Dem haben wir abgeholfen: einen Theil unserer Möbeln haben wir verkauft, und was Niemand kaufen wollte, ist ein Raub der Flammen geworden.«

»Nun, jetzt haben wir mehr Platz. Wir können hier Polka tanzen, ohne uns an unsere Möbeln zu stoßen.«

»Leider können wir nichts mehr verkeilen und haben keinen Groschen mehr. Wir können nicht einmal Cigarren kaufen.«

»Das schmerzt am meisten!«

»Halt! Ich finde noch einen Groschen in der Westen-

tasche. Es ist Manna in der Wüste, ein Regenbogen nach dem Gewitter!«

»Geh mit deinem Groschenregenbogen! Was willst Du damit machen?«

»Wir können allerdings weder Prügelholz noch Steinkohlen dafür haben —«

»Nein, aber eine Cigarre — wohl nicht von der feinsten Sorte, aber das thut nichts. Wir rauchen sie gemeinschaftlich, nicht zugleich, sondern Einer nach dem Andern. Ihr sehet also, daß ich mein Letztes mit Euch theile.«

»Nun, das Rauchen wärmt immer etwas. — Aber wer wird die Cigarren holen? Ich nicht.«

»Ich auch nicht. Ich will mich noch nicht ankleiden.«

»Nun, wir schicken den Sohn der Hausmeisterin, den kleinen Pommé. Ich will ihn rufen.«

»Der Junge soll also sechs Treppen steigen, um eine Groschencigarre zu holen!«

»Das ist eine Freude für den Kleinen; übrigens verspreche ich ihm immer etwas.«

»Und gibst ihm nie etwas.«

»Um so lieber wird er kommen; er hofft immer auf die Belohnung.«

Der große Victor, der einen Groschen in seiner Westentasche gefunden hat, steht auf, öffnet die Thür und ruft die Treppe hinunter:

»Madame Pommé! Madame Pommé! Schicken Sie doch Ihr Söhnchen herauf, ich habe einen sehr dringenden Auftrag.«

»Welche Dreistigkeit!« sagt Armand.

»Sie hat's gehört. Sie hat ihre Nase gezeigt

und mir zugewinkt; ihr Sprößling wird sogleich heraufkommen.«

»Warum hast Du ihr nicht den Groschen hinuntergeworfen und ihr zugerufen, was Du wolltest?«

»Was fällt Dir ein, Armand? Für einen Romandichter ist diese Bemerkung sehr —«

»Sage nur: albern, und mache ein Ende.«

»Ich soll also hinunterrufen, damit das ganze Haus erfahre, daß wir eine Cigarre für einen Groschen holen lassen; — und eine einzige! Das würde uns bei den Nachbarn in schönen Credit bringen.«

»Apropos, unsere Nachbarin, Madame Rifflard, hat sich bei der Hausmeisterin beklagt —«

»Worüber hat sich denn die alte Mumie zu beklagen?«

»Sie behauptet, es sei sehr unangenehm, uns gegenüber zu wohnen, weil wir keine Vorhänge an unseren Fenstern haben und ihr Abends beim Schlafengehen unsere Kehrseite zeigen.«

»Wenn die alte Schachtel uns nicht sehen will, braucht sie ja nicht immer am Fenster zu stehen.«

»Und wenn sie uns in unserem einfachsten Anzuge sieht, sollte sie dafür mehr Steuern zahlen. — Was hast Du der Hausmeisterin geantwortet?«

»Ich sagte zu ihr: Wenn die Nachbarin wünscht, daß wir Vorhänge haben, so möge sie uns welche kaufen.«

»Gut geantwortet! — Aber sie wird sich wohl hüten, uns Vorhänge zu schicken. — Still, da ist Lolo!«

Ein acht- bis neunjähriger Knabe, der nicht größer

ist als ein sechsjähriges Kind und ein ziemlich dummes Gesicht hat, kommt in's Zimmer und sagt:

»Meine Mutter hat mich heraufgeschickt.«

»Ah, da ist der hoffnungsvolle Lolo Pommé. Ich empfehle Euch diesen holden Knaben, der an Körper und Geist außerordentlich entwickelt ist.«

»Ei! Sie haben ja kein Feuer — es ist kalt hier!«

»Unser Camin raucht.«

»Und der Ofen macht uns Kopfweh, es ist eine sehr ungesunde Hitze; wir werden sogleich Feuer machen. — Doch davon ist jetzt nicht die Rede. Du mußt wissen, lieber Lolo, daß meine beiden Freunde riesige, aber abscheuliche Cigarren zu sechs Sous geraucht haben; ich habe gewettet, daß eine Cigarre für einen Sou besser sei. Um zu ermitteln, wer Recht hat, brauchen wir eine Cigarre für einen Sou. Hier ist das Geld, thue uns den Gefallen, eine zu holen.«

»Nichts als eine Cigarre?«

»Du siehst ja, daß ich Dir nur einen Sou gebe; wenn Dir der Kaufmann mehr Cigarren geben will, so mußt Du sie nicht zurückweisen.«

»Sonst brauchen Sie nichts?«

»Nein, Lolo, für den Augenblick nicht. Wenn die anderen Herren vielleicht einige gute Bissen kaufen lassen wollen, so könnte der junge Pommé die Bestellung auf einem Wege machen. — Ist eine Torte oder ein gebratenes Huhn gefällig?«

»Nein, nein, wir wollen nichts!« antworten Armand und Hippolyt, die sich umdrehen und ins Fäustchen lachen. Lolo geht fort und sagt noch einmal:

»Ach! es ist kalt hier.«

»Der kleine Schlingel wird seiner Mutter erzählen, daß wir ohne Feuer sind — und dann wird es im ganzen Hause bekannt, und wir verlieren unsern Credit in der Nachbarschaft.«

»Ja, das ist fatal.«

»Wir hätten ihn nicht rufen sollen.«

»Wartet nur — ich will ihn lehren, es hier kalt zu finden.«

Und der große Victor steht auf und holt drei alte zerrissene Strümpfe aus dem Cabinet.

»Was willst Du damit machen?« fragt Hippolyt.

»Ihr werdet es sogleich sehen.«

Victor steckt die Strümpfe in den Ofen und nimmt einige Zündhölzchen vom Camin.

»Was, Du willst die Strümpfe verbrennen?« sagt Armand; »das ist ja entsetzlich, wir werden ersticken.«

»Ich hoffe, daß es nicht viel Rauch geben wird. Ich will den jungen Pommé nur überzeugen, daß wir jetzt Feuer haben.«

»Aber wir selbst werden ersticken!«

»Wir müssen schon etwas ertragen, um unsern Ruf wieder herzustellen. Man macht schon allerlei menschenfreundliche Bemerkungen über unser Zusammenwohnen in einem Zimmer, das sonst nur an eine Person vermiethet wird. — Der tausend! Die Strümpfe brennen nicht leicht.«

»Als ich die Wohnung miethete, sagte ich, daß ein Freund kurze Zeit bei mir bleibe —«

»Und der Freund hat noch einen Freund mitgebracht.

— Die verwünschten Strümpfe! — Aha, jetzt fangen sie Feuer. Es brennt nicht, sondern raucht, und das ist die Hauptsache.«

»O ja, es raucht. — Abscheulich! es ist nicht auszuhalten. Du hast gewiß noch einen alten Schuh mit eingelegt.«

»Nur eine Sohle, — die hält länger an.«

»Der Kleine kommt herauf.«

»Gut, jetzt mag er kommen.«

»Der Teufel hole Dich mit deiner Idee. Es beißt in den Augen —«

Lolo kommt mit der Groschencigarre, die er Victor einhändigt mit dem Zusatz:

»Man hat mir nur eine gegeben.«

»Nun, lieber Freund, ich werde es machen wie »Jenny, die Arbeiterin,« die sich mit Wenigem begnügt.«

»Ach, wie raucht es jetzt hier!«

»Freund Lolo, Du fandest es vorhin kalt, ich wollte Dich durch ein gutes Feuer entschädigen; ich habe den Ofen voll Cokes und Steinkohlen gestopft — es ist nur fatal, daß es ein bischen raucht.«

»Und wie der Rauch stinkt! Wenn bei uns der Ofen raucht, stinkt es nicht so.«

»Wir wohnen ziemlich hoch, und die aus den Steinkohlen sich entwickelnden Gase sind im sechsten Stocke weit stärker als zu ebener Erde. Komm doch und wärme Dich.«

»O nein, ich will lieber fortgehen. — Geben Sie mir nichts für meinen Weg? Sie versprechen mir immer etwas.«

»Kannst Du auf hundert Francs herausgeben?«

»O, wie sollte ich hundert Francs —«

»Dann bekommst Du es ein anderesmal. — Komme doch und wärme Dich.«

Aber statt an den Ofen zu treten, läuft Lolo davon. Armand, der inzwischen mit einem Glase Wasser aus dem irdenen Kruge geschöpft hat, löscht das Feuer oder vielmehr die rauchenden Lumpen aus. Victor reicht nun seinen Freunden die Cigarre.

»Hier nehmt — um den Gestank zu vertreiben.«

»Das ist ein sehr wichtiger Dienst. — Wer fängt an zu rauchen?«

»Ich halte es für billig, selbst den Anfang zu machen; denn ich habe ja die Cigarre aus meiner Tasche bezahlt.«

»Gut, fange nur an. Aber Du wirst doch nicht lange rauchen?«

»Alles mit Billigkeit — jeder raucht fünf Minuten —«

»Das ist viel, eine Groschencigarre hält nicht lange an — der Letzte kommt dabei zu kurz.«

»Du scherzest — eine Groschencigarre hält eben so lange an wie eine andere — man raucht daran eine gute halbe Stunde, zuweilen noch länger.«

»Das möchte ich doch sehen! — Nun, mache nur den Anfang, dann komme ich, und Hippolyt ist der Dritte.«

»Nun, meinetwegen, ich will der Letzte sein.«

»Ich fange an — sehet nach der Uhr!«

»Ein schlechter Witz! Die armen Uhren! — sie stehen Gevatter.«

»Aber wie sollen wir wissen, wenn er fünf Minuten geraucht hat?«

»Ich will zu der Nachbarin Rifflard gehen und zu ihr sagen: Madame, da Sie von Ihrem Fenster unsere Sonnenuhr sehen, so können Sie mir wohl sagen, welche Zeit es an der Ihrigen ist — aber ohne sie mir zu zeigen, denn ich würde fürchten, es könne auf mich die Wirkung haben wie der Anblick des Medusenhauptes.«

»Du würdest einen schönen Empfang haben.«

»Hört, ich habe ein besseres Mittel,« sagt Victor. »Die alte Pyramide selbst soll uns als Minutenzeiger dienen. Ich habe bemerkt, daß sie alle fünf Minuten an's Fenster kommt, um zu sehen, was bei uns vorgeht. — Seht nur; was habe ich gesagt? Der Vorhangzipfel wird aufgehoben und die Schnupftabaksnase zeigt sich am Fenster.«

»Ja, ja — sie ist da! — Rauch nur, ich will sie vertreiben — aber mit aller Artigkeit.«

Hippolyt wirft der Alten gegenüber Kußhände zu. Sie verschwindet sofort.

Als Victor eine Weile geraucht hat, wird der Vorhang wieder aufgehoben und die Schnupftabaksnase erscheint wieder.

»Jetzt ist die Reihe an mir,« sagt Armand.

»Hier nimm die Cigarre. — Aber die neugierige Alte ist um zwei Minuten zu früh gekommen. Schicke ihr nur Kußhände zu, sie wird diesen Huldigungen schon Geschmack abgewinnen.«

»Ich will's anders machen,« sagte Armand.

Er tritt ans Fenster, streckt die Zunge aus und schneidet ein furchtbares Gesicht. Der Vorhang wird sogleich herabgelassen. Armand raucht etwas länger als

Victor. Hippolyt wird ungeduldig; aber endlich wird der Vorhangzipfel nur ganz wenig aufgehoben und die Nase der Nachbarin Rifflard zeigt sich am Fenster. Der schöne Schwarzkopf nimmt nun die Cigarre.

»Ich will Dich lehren, alte Sibylle,« sagt er, »uns zu belauschen!«

Er dreht sich um und macht eine Bewegung, als ob er seine Unaussprechlichen ausziehen wollte. Die Alte verschwindet.

»Das zieht nicht,« sagt Victor. »Hippolyt will uns betrügen. Jetzt wird Madame Rifflard gewiß lange nicht an's Fenster kommen!«

»Glaubst Du? Ich glaube vielmehr, daß ich ein schlechtes Mittel angewandt habe und meine fünf Minuten nicht bekommen werde.«

Er hatte Recht. Kaum waren drei Minuten verflossen, so kam die Schnupftabaksnase wieder zum Vorschein. Aber fast in demselben Augenblicke that sich die Thür auf, und ein anderer junger Mann erschien mit den Worten:

»Pfui, das riecht hier schlecht!«

XIV.

Der Vierte.

Der Besucher, der sich mit dieser für die Raucher eben nicht schmeichelhaften Bemerkung einführt, ist ein dicker, untersetzter, blühend aussehender junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, dessen ziemlich gemeine Gesichtszüge

wenigstens den Vortheil haben, fast immer Frohsinn und Selbstgenügsamkeit auszudrücken.

»Siehe da, Boudinet!« rufen ihm die drei Stubengenossen entgegen.

»Guten Tag, Boudinet! Hast Du Feuer bei Dir?«

»Wir möchten uns daran wärmen.«

»Was brennt Ihr denn hier? Es ist ein sehr unangenehmer Geruch — und trotzdem verdammt kalt.«

»Aha! Er rümpft die Nase, weil er für sich allein drittehalb Zimmer mit der Aussicht auf den Boulevard bewohnt —«

»Nein, Kinder, ich rümpfe die Nase nicht — und der Moment dazu wäre schlecht gewählt, denn ich muß mein hübsches Quartier, um das Ihr mich beneidet, baldigst räumen; man hat mir gekündigt.«

»Nicht möglich! — Und aus welchem Grunde?«

»Aus dem höchst erbärmlichen, kleinlichen Grunde, daß ich keinen Miethzins zahle. Die Hausherren sind doch wahre Pfennigfuchser!«

»Uns wird's wahrscheinlich bald eben so gehen,« sagt Armand, den Kopf schüttelnd; »denn wir haben das letzte Quartal nicht bezahlt, und ich vermuthe, daß es das nächste Mal eben so gehen wird.«

»Nein, uns wird man nicht kündigen,« sagt der hübsche Schwarzkopf mit selbstgefälligem Lächeln.

»Weißt Du das gewiß, Hippolyt? Woraus schließest Du das?«

»Die Frau unseres Hausherrn ist mir zuweilen auf der Treppe begegnet. Es ist eine Dame von zwei- bis acht-

undvierzig Jahren, die einmal hübsch gewesen sein mag und ziemlich gut conservirt ist.«

»Ich kenne sie wohl, sie sieht aus wie eine Austernhändlerin.«

»O, es gibt Austernhändlerinnen, die nicht zu verachten sind. Habt Ihr denn die Geschichte von der schönen Austernhändlerin und ihrem Pompier gehört, der sie aus Eifersucht erstach? Die Geschichte ist bereits zur Mythe geworden.«

»Laß nur die schöne Austernhändlerin ruhen, und komm zu unserer Hauswirthin zurück.«

»Ich habe mit ihr gesprochen; ich war natürlich höchst liebenswürdig und galant. Ich sagte, sie sei der Fornarina ähnlich. Sie weiß gewiß nicht, wer das ist, aber sie fühlte sich doch sehr geschmeichelt. Sie versicherte, daß sie sehr erfreut sei, so ausgezeichnete junge Leute wie wir im Hause zu haben, und fragte, ob wir etwas brauchen.«

»Du hättest ihr sagen sollen, daß wir Holz brauchen.«

»Endlich verließ sie mich mit dem holdseligsten Lächeln. Summa Summarum: man wird uns nicht kündigen.«

»Da sieht man, was ein hübscher Junge vermag. Unserm Hippolyt haben wir es zu danken, daß man uns nicht zum Hause hinauswirft.«

»Boudinet, Du hättest ebenfalls auf deine Hauswirthin ein Auge haben sollen.«

»Ach, ich bin leider kein Adonis, ich habe keinen Römerkopf wie er. Die Dame würde mich zu dick gefunden haben. Hippolyt ist ein Weibermann, das ist seine Specialität, ich glaube sogar, sein Beruf.«

»Was meinst Du damit, Boudinet?«

»Ich meine damit, daß Du den Weibern nachläufst und Eroberungen machst. Ich will nicht sagen, daß es Dir viel einträgt — es ist zuweilen sogar ein ziemlich gefährliches Geschäft. Du stellst den Frauen nach, und die Herren Gemale sind keine Lämmer.«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Du willst wohl den Geheimnißkrämer spielen? Wir wissen recht gut, daß Du für den Augenblick der Geliebte einer gewissen Madame Canardière bist, deren Gemal, ein vormaliger Korkhändler, ein alter Eisenfresser ist, den man nicht auf den Fuß treten darf, und der es sehr übelnehmen würde, wenn Jemand bei seiner Frau den Angenehmen spielte. Also nimm Dich in Acht, Hippolyt, sei vorsichtig! Ich sage es Dir in deinem Interesse.«

»Schönen Dank; aber ich begreife nicht, woher Du es weißt. Ich habe mit Niemanden von meinem Verhältniß mit Madame Canardière gesprochen.«

»O, man erfährt Alles.«

»Ich begegnete Dir eines Abends mit ihr in den Champs-Elysées.«

»Ich habe Euch Beide gesehen, als Ihr an der Ecke des Boulevard Beaumarchais in einen Wagen stieget.«

»Ich habe Euch gesehen, als Ihr in ein Gasthaus ginget, wo man allein speisen kann.«

»Ist es möglich!«

»Ja wohl, Theuerster; und wenn Dich Herr Canardière gesehen hätte, würde er dann noch zweifeln können?«

»O, wenn Eleonore mit mir ausgeht, so weiß sie gewiß, daß Canardière irgendwo festsitzt.«

»Recht schön, ich kann wohl denken, daß die Dame ihre Vorsichtsmaßregeln nimmt; aber man kann von einem Freunde des Gemals gesehen werden, und der Freund würde nichts Eiligeres zu thun haben, als zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, daß er Hahnrei sei. Es gibt solche dienstfertige Freunde.«

»Wer nichts wagt, gewinnt nichts.«

»Gut, ich habe das Meine gethan —«

»Was, Ihr habt alle Drei nur eine Cigarre! Ihr müßt verdammt in der Tinte sitzen.«

»Ja, so weit ist's mit uns gekommen.«

»Ich habe Vorrath.«

»Du hast Geld?«

»Nein, Cigarren. Ich speiste gestern in einem Hause, wo nach dem Kaffee Cigarren gebracht wurden. Ich steckte sogleich mehrere in die Tasche. Ich denke an die Zukunft.«

Der dicke Boudinet sucht in seinem Paletot und zieht ein halbes Dutzend sehr schöner Cigarren hervor, die er seinen jubelnden Freunden reicht. Jeder von ihnen nimmt eine.

»Köstlich! Das sind Regalias.«

»Ein Teufelskerl der Boudinet!«

»Höre, Boudinet, Du solltest mich in das Haus einführen. Bist Du dort oft zu Tische?«

»Leider, nein.«

»Du mußt jetzt eine Wohnung suchen; wohin gedenkst Du Dich zu wenden?«

»Hört, Kinder, ich habe eine Idee — eine öconomische Idee. Ich dachte: Wie wär's, wenn Du zu deinen

Nachbarn im sechsten Stocke zögest? Du hättest dann viel weniger Miethzins zu zahlen. — Was sagt Ihr dazu?«

»Bei uns willst Du wohnen?« eifert Armand; »wir sind ja schon Drei in diesem Zimmer. Was fällt Dir ein?«

»Ich habe nichts dagegen,« sagt Victor; »einer mehr oder weniger, das gilt mir gleich; es ist ja hier Platz für sein Bett.«

»Er könnte auch seine Möbeln mitbringen,« setzt Hippolyt hinzu; »wir können sie brauchen.«

»Nein, es geht nicht,« entgegnet abermals Armand. »Es macht mir Freude, einem Freunde gefällig zu sein; aber Boudinet ist kein Hiob wie wir; er hat reiche Verwandte, wie er sagt. Und was würde man von uns denken, wenn es bekannt würde, daß wir zu Vier auf einem Zimmer wohnen?«

»Man würde denken, daß wir von den vier Haimonskindern abstammen, die zusammen nur ein Pferd besaßen, und ein Pferd ist doch nicht so groß wie ein Zimmer.«

»Das sind schlechte Witze und keine Gründe.«

»Nun, ich sehe, daß Armand meinen Vorschlag nicht annehmbar findet. Ich stehe von meinem Vorhaben ab. Und im Grunde ist's hier nicht einladend, wenn's immer so schlecht riecht.«

»Es riecht zuweilen noch schlechter.«

»Uebrigens habe ich noch Zeit bis zum 8. April. — Aber es ist verdammt kalt hier. Brrrr!«

»Hast Du Feuer bei Dir?«

»Nein.«

»Worüber beklagst Du Dich denn?«

»Sprechen wir lieber von unserer gegenwärtigen Lage.

Es scheint, daß wir Alle in einer und derselben Nummer wohnen, nicht wahr?«

»Ja wohl, zur leeren Tasche.«

»Ihr habt ja fast keine Möbeln mehr.«

»Wir haben uns auf das Allernothwendigste beschränkt. Du siehst, wenn wir Besuch bekommen, muß sich Einer aufs Bett setzen, wie ich in diesem Augenblicke.«

»Dann bin ich viel reicher als Ihr, ich habe Möbeln, und zwar recht schöne von Mahagoni, Palissander- und Citronenholz, mit Damast überzogen. Kein Stück fehlt beim Appell. Die Hausmeisterin hat freilich Befehl, nichts hinauszulassen, falls mich die Lust anwandelt, etwas davon zu verkeilen; sie behauptet, der Miethzins müsse dadurch gedeckt werden.«

»Dann hast Du also dem Hausherrn den ungeschmälerten Besitz deiner Möbeln zu danken. Die unsrigen scheint man dieser Aufmerksamkeit noch nicht gewürdigt zu haben.«

»Was habt Ihr denn mit den eurigen gemacht?«

»Verkauft, um Geld herauszuschlagen, oder verbrannt, um Feuer im Ofen zu haben. O, wir verbrennen Alles, wir sind wahre Bilderstürmer.«

»Ihr seid also alle Drei in das vollständigste Zigeunerthum verfallen. — Wovon lebt Ihr denn?«

»Gott sei Dank, wir verhungern noch nicht. Armand wird, wenn er will, täglich von seiner Tante abgefüttert.«

»Ja, seit einiger Zeit sieht mich meine Tante sehr oft,« sagt Armand. »Ich fülle mir den Magen mit Geflügelreis; es ist eine sehr nahrhafte, aber langweilige Speise. — Victor hat Credit in seinem Gasthause.«

»Ueber mich kann sich Niemand beklagen; wenn ich Geld bekomme, so bezahle ich. Unlängst bekam ich fünfzig Thaler, und ich zahlte dem Speisewirthe zwanzig Francs.«

»Und wie viel schuldest Du ihm?«

»Ich glaube, etwa hundert Francs.«

»Das ist wenig, aber es erhält die Freundschaft. — Und der schöne Hippolyt?«

»O, ich komme nicht in Verlegenheit, ich finde bei einer alten Freundin, einer Witwe, den Tisch immer gedeckt.«

»Ist sie reich?«

»Wenigstens sehr wohlhabend.«

»Warum heiratest Du sie denn nicht?«

»Heiraten? was fällt Dir ein, Boudinet? Glaubst Du denn, ich würde mich binden, meine Freiheit verlieren, um mich füttern zu lassen? Das fehlte noch! Ich habe schon eine bessere Partie ausgeschlagen. Ich will entweder eine glänzende Partie machen, oder gar nicht heiraten. Mit meinem Kopfe kann ich hohe Ansprüche machen.«

»O der Geck!«

»Nein, ich bin kein Geck; aber man muß sich selbst zu schätzen wissen. Die schönen antiken Köpfe sind höchst selten; warum sollte ich den meinigen verschleudern? Gehet nur in eine Gemäldeauction und Ihr werdet sehen, daß die schönen Bilder von Vandyk nnd Rafael zu fabelhaften Preisen verkauft werden. Warum sollte die schöne lebende Natur weniger werth sein, als ein Gemälde?«

»Die Idee ist vielleicht nicht schlecht. Hört nur; vor Kurzem wollte man mich ins Ehejoch bringen; es war ein recht hübsches Mädchen von guter Familie; sie hatte eine

nicht zu verachtende Ausstattung: sechzigtausend Francs. Ich gefiel dem Mädchen, und der Vater gab seine Einwilligung, obgleich ich für den Augenblick nur meine angenehme Persönlichkeit habe. Das ist allerdings schon viel, aber in den Augen der Eltern noch nicht genug. Ich konnte wohl noch mein Talent als Xylograph in die Wagschale legen, aber für die Zukunft kann es mir nichts nützen, denn es strengt meine Augen zu sehr an, und ich will das Geschäft lieber aufgeben.«

»Deshalb bist Du seit einiger Zeit müßig?«

»Ich zeichne, aber ich will nicht mehr graviren.«

»Und warum ist die Heirat nicht zu Stande gekommen?«

»Weil ich das Mädchen nicht wollte.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie eines Tages ihrem Vater so keck und anmaßend antwortete, daß ich darüber empört ward.«

»Und was hatte der Vater gethan, um von seiner Tochter so ungebührlich behandelt zu werden?«

»Lieber Freund, er hatte sie verzogen; er hatte ihr seit ihrer Kindheit allen Willen gelassen; sie hatte stets nach ihren Launen gehandelt und im Hause, wo leider keine Mutter mehr war, das Regiment geführt. Es gibt herzlose Naturen, welche die den Eltern schuldige Achtung in's Lächerliche ziehen. Ich gebe mich nicht für ein Muster der Tugend aus, aber den Undank der Kinder gegen ihre Eltern habe ich nie verstanden. Als ich das Mädchen in so unziemlichem Tone sprechen hörte, dachte ich, wie wird sie einst ihren Mann behandeln, wenn er nicht nach ihrer Pfeife tanzt? Und ich gab ihr den Laufpaß.«

»Du hast recht gethan,« sagt Armand, »ich würde es eben so gemacht haben.«

»Aber sechzigtausend Francs Mitgift ausschlagen!« entgegnete Victor. »Es ist doch sehr anlockend, denn ein böses Weib kann man züchtigen.«

»Fürwahr, eine schöne Aussicht! Mit dem Gedanken zu heiraten, daß man vielleicht genöthigt sein wird, sich mit seiner Frau zu schlagen! Nein, diese Logik muß man den Lumpensammlern und Kesselflickern überlassen.«

»Ich habe unlängst auch eine Heirat abgelehnt,« sagte Armand. »Die Vortheile waren wohl nicht so klingend, aber die Mitgift war immerhin mitzunehmen; das Mädchen war groß, stattlich und recht hübsch von Gesicht, dabei sehr sanft von Gemüth; sie war immer meiner Meinung und ihre Mutter sagte zu mir: »So ist sie immer, sanft und gut, sie thut was man will; sie widerspricht nie. Sie würde ihr Frühstück gerne mit einem Hunde theilen. Kurz, sie ist die Sanftmuth selbst.« Ich dachte, es ist recht gut, einen sanften, fügsamen Charakter zu haben, aber sie kann Niemanden etwas abschlagen; wenn sie immer thut, was man will, so kann es leicht zu weit gehen. — Ich nahm eines Tages einen Freund mit in das Haus meiner Zukünftigen. Abends wurden Gesellschaftsspiele gespielt. Ich hatte meinem Freunde gesagt, was er zu thun hatte, und schickte ihn mit dem sanften Täubchen in den Schmollwinkel. Sie blieben dort so lange, daß man sie holen mußte, und als wir fortgingen, sagte mein Freund zu mir: »Theuerster, ich rathe Dir, das Mädchen nicht zu heiraten; die Mutter hat sich nicht geirrt, sie thut Alles, was man will!« Ich merkte mir das, und ging nicht wieder in das Haus.«

»Ich hätte mich auch vor einiger Zeit beinahe verheiratet,« sagt Boudinet; »ich brach aber das Verhältniß ab. Die Partie war gut, das Mädchen sehr schön, eine reizende, schlanke Blondine mit blauen Augen —«

»War sie auch zu sanft?«

»Nein; ich trat aus einem ganz andern Grunde zu-

rück. Hört nur. Eines schönen Morgens komme ich zu meiner Zukünftigen; sie war eben beim Frühstück. Und wißt Ihr, was sie frühstückte? Ich wette tausend gegen eins, daß Ihr's nicht errathet.«

»Deine blauäugige Blondine lebte vielleicht nur von Marzipan und Zuckerwerk?«

»O nein!«

»Sie aß wohl Schwalbennester, wie die Chinesen?«

»Weit gefehlt!«

»Oder Truthahn mit Trüffeln?«

»O nein, sie aß Marollkäse — ein großes Stück Marollkäse! Und ihre Mutter, die dabei war, sagte ganz offenherzig: Herr Boudinet, Flora ißt jeden Morgen Marollkäse; es ist ihr Lieblingsfrühstück, sie will nichts Anderes — Sie haben nicht zu fürchten, durch ihr Frühstück ruinirt zu werden.«

»Nein, ruiniren wird sie mich nicht, dachte ich, aber vergiften wird sie mich! — Denkt Euch ein Mädchen, das jeden Morgen ein großes Stück starkriechenden Käse ißt! Ich dachte: Wenn ich meine Frau küsse, so glaube ich beim Dessert zu sein, und der Appetit vergeht mir. Ich ließ Fräulein Flora bei ihrem Marollkäse.«

»Ich würde es anders gemacht haben,« sagt Victor, »ich würde sie nach und nach an Neufchâteller und mit der Zeit an süßen Rahm gewöhnt haben. Es hätte vielleicht ziemlich lange gedauert, aber endlich wäre mir die Reform doch gelungen. — Ich sehe also, daß Jeder von Euch hätte heiraten können, wenn er gewollt hätte. Ich war noch nie auf Freiersfüßen, und ich bin doch auch ganz präsentabel. Meine Verhältnisse sind nicht schlechter als die eurigen. Das Facit ist folgendes: Armand hat einen reichen Vater, der ihm aber nichts gibt; er möchte Schriftsteller, Poet, Romanschreiber sein: aber vor der Hand werden alle seine Stücke zurückgewiesen. Seinen ersten Roman in vier Bänden hat er wohl um hundert Francs verkauft.«

»Ich arbeite an einem andern!« warf Armand ein.

»Du brauchst, wenn Du schnell arbeitest, mindestens zwei Monate, um deine vier Bände fertig zu machen; Du verdienst also fünfzig Francs monatlich. Das ist keineswegs brillant.«

»Meinen zweiten Roman werde ich theurer verkaufen.«

»Oder Du findest gar keinen Käufer. — Also weiter; Boudinet hat reiche Verwandte, wie er sagt; aber man will ihm kein Geld mehr anvertrauen, weil er's immer an der Börse verspielt, obschon er ein feiner Speculant zu sein glaubt.«

»Es ist wahr, ich bin seit einiger Zeit in meinen Speculationen nicht glücklich gewesen; aber es geht allen Leuten so. An der Börse ist ein beständiges Steigen und Fallen; aber ich werde den günstigen Moment schon zu benützen wissen. Man vertraue mir nur Geld an, und ich werde es verzehnfachen!«

»Ich will Dir lieber glauben, als Geld anvertrauen. — Jetzt kommt der Apoll vom Belvedere in der Gestalt unseres Freundes Hippolyt d'Ingrande. Seine Schönheit ist sein Betriebscapital. Man könnte hinzufügen, er sei Xylograph; aber da die Holzschneidekunst seine Augen zu sehr angreift, so beschränkt er sich jetzt auf's Zeichnen — wenn ihm nämlich seine zahlreichen Herzensangelegenheiten Zeit und Muße dazu lassen. — Jetzt bleibe ich selbst noch übrig. Ich will meine Person nicht loben, das würde mich zu weit führen; ich beschränke mich auf eine kurze Schilderung meiner Verhältnisse. Ich habe sieben Jahre die Rechte studirt, und es ist meine Schuld, daß ich noch nicht Advocat bin. Aber Studien wollen mir nicht behagen, am wenigsten die Rechtsstudien; ich ziehe das Studium des wirklichen Herzens vor. Ich widme mich demselben vielleicht mit weniger Erfolg als der hier anwesende Apoll, aber mit nicht weniger Liebe. Vermögen erwarte ich von einigen alten Oheimen, die mich jedenfalls bald zu ihrem Erben machen müssen. Inzwischen bekomme

ich jährlich achtzehnhundert Francs von einer Tante. Diese Rente verliere ich freilich oft im Landsknecht oder Pharao. — Jetzt saget, ist das Facit richtig?«

»Ja, ganz richtig.«

»Nur zu richtig!«

»Dazu kommt, daß wir zu Hause in unserem gezwungenen Negligé sehr lumpig aussehen. Boudinet allein ist immer präsentabel. In diesem Augenblicke könnte man uns für Zigeuner halten; aber wenn wir uns zum Ausgehen aufgeputzt haben, sind wir nicht wieder zu erkennen; wir sind Löwen des italienischen Boulevard und wer uns sieht, wird uns für Stammgäste der Maison d'or oder des Café Anglais halten.«

»Sehr wahr; aber das zaubert keinen Sou in unsere Taschen. Und ich sehe voraus, daß wir einen traurigen Carneval haben werden. Boudinet, hast Du Geld?«

»Noch hundert Sous verfügbares Capital.«

»Für Vier; das ist nicht genug, um carnevalistischen Gelüsten zu fröhnen. Ich muß zu meiner Tante gehen und Huhn mit Reis essen.«

»Ich speise bei meiner alten Freundin.«

»Ich,« sagt Victor, »esse an meiner Table d'hôte.«

»Und ich,« setzt Boudinet hinzu, »speise zu vierzig Sous, um von meinem Fünffrankenthaler etwas übrig zu behalten. — Es ist aber doch fatal, daß wir uns trennen müssen; wir hätten mit einander viel Spaß haben können, ich war dazu disponirt. Wir sind mitten im Carneval.«

»Und es ist heute Ball in der Oper. — Eleonore will durchaus hin — ich soll sie im Foyer treffen —«

»Vermuthlich wieder unter der Uhr?«

»Wirst Du hingehen?«

»Bis jetzt glaube ich kaum. — Was wird sie von mir denken? Sie kann nur selten allein ausgehen, und ich soll sie warten lassen! Sie wird mir's nie verzeihen.«

»Sie muß eine andere Bekanntschaft machen.«

»Aber wie kann denn deine Dame allein auf den

Opernball gehen? Gibt sie ihrem Gestrengen einen Schlaftrunk ein?«

»Nein. Eleonore geht nicht allein auf den Ball; sie läßt sich von ihrer Kammerjungfer begleiten; — ein verdammt hübsches Mädchen, auf Ehre! Madame hat eine Geschichte in Bereitschaft. Die Jungfer hat eine sehr kranke Tante, die ihre Nichte sehen will, um ihr ihren letzten Willen zu dictiren; die Jungfer, die kaum schreiben kann, hat ihre Gebieterin gebeten, sie zu begleiten. Man hat es von einem Tage zum andern verschoben. Diesen Abend wird ein Brief ankommen, der die Nachricht bringt, daß die Tante sehr krank sei, und Madame läßt sich erbitten.«

»Aber wenn Herr Canardière mitgehen will?«

»Die Tante empfängt keine Besuche von Männern, sie fürchtet sich vor ihnen. Ueberdies hat Canardière keinen Verdacht.«

»Und er wird glauben, daß Madame die ganze Nacht brauche, um das Testament der Tante zu schreiben?«

»Man wird ihm sagen, es würden Trauerkleider gemacht — oder sonst einen Grund angeben. Die Weiber kommen ja nie in Verlegenheit. Ueberdies wird Eleonore auf dem Ball ganz genau den gleichen Domino tragen wie ihre Zofe, um dieser nöthigenfalls alle Schuld geben zu können.«

»Sehr gut ausgedacht.«

»Und alle diese Mühe soll vergebens sein!«

»Ach, ich hatte meine Hoffnung auf einen sehr glücklichen Zwischenfall gesetzt,« sagt Armand, der sich auf seinem Sessel schaukelt.

»Was für ein Zwischenfall?«

»Denket Euch, vor drei Wochen, als ich meinem Vater das Manuscript brachte, kam ein holder Jüngling aus der Provinz, der in Paris ganz unbekannt war und seine Taschen voll Geld mitbrachte. Er hat natürlich die Absicht, sich möglichst gut zu unterhalten. — Und an wen hat man ihn empfohlen? An meinen Vater, der sich gewiß

nicht die Mühe nehmen wird, den hübschen Jungen in Paris herumzuführen.«

»Du hättest ihn sofort in Beschlag nehmen sollen. Wenn er nur ein bischen einfältig ist, so würden wir eine neue Auflage von Molière's »Poureaugnac« gemacht haben.«

»Ich habe auch daran gedacht. Ich weiß nicht, ob er ein Dummkopf ist; aber er benahm sich sehr linkisch, sogar ein bischen albern. Ich erwartete ihn auf der Straße, und als er meinen Vater verließ, gab ich ihm meine Adresse und lud ihn ein, mich zu besuchen. Ich glaubte, er werde kommen, aber es sind schon drei Wochen verflossen und —«

Armand wird durch schüchternes Klopfen unterbrochen. Die vier Freunde sehen einander an.

»Man hat geklopft. Sollte es ein Manichäer sein?«

»Erwartest Du den Besuch einer Schönen?«

»Nein, und Du?

»Ich auch nicht.«

»Die Gläubiger pflegen stärker anzuklopfen.«

»Es ist vielleicht wieder die Nachbarin Rifflard, die sich beklagen will.«

»Nun, der Schlüssel steckt.«

»Herein!«

»Es wird wieder geklopft. — Es wird wohl der kleine Pommé sein, der sich ein Privatvergnügen macht. — Herein!«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.